



Zu unserer Bildreportage:

HUNDE als Fallschirmspringer und Luftschutzhelfer

Die treuesten Gefährten:

Hunde als Fallschirmspringer



◀ **Freund Hund**, der getreue Begleiter des Menschen in allen Lebenslagen, wartet auf den Einsatz. Dank der erfolgten guten Ausbildung kennt er seine Aufgaben. Im Flugzeug fühlt er sich genau so sicher wie in seiner Hundehütte. Angespannt schauen Herrchen und Hund auf die Schneewüste tief unter ihnen.



▶ **Ein Mensch in Not** ist soeben gesichtet worden. Nun heißt es, alles fertig machen zum Einsatz. Bewunderungswürdig die Ruhe, mit der diese Rettungshunde ihrer Aufgabe entgegensehen. Schon schleift der Pilot die Fallschirmbänder aus. Und dann kommt der große Augenblick des Absprunghes, wie ihn unser Titelbild zeigt.



Hundeschlitten zählen zu den ältesten Transportmöglichkeiten, Flugzeuge zu den neuesten. Eine Kombination dieser beiden Formen ergab den Fallschirmspringerhund, den „Paradog“, der im hohen Norden an solchen Stellen gelandet wird und Hilfe bringt, wo ein Flugzeug nicht landen kann. Die ersten Versuche, die zweifellos mit einem großen Risiko verbunden waren, wurden durch das 10. Esquadron der United States Air Force in Fairbanks, Alaska, gemacht. Für die Armee schien dieses Projekt jedoch viel zu kostspielig. Aber zwei Männer wollten die Sache weiterverfolgen und es gelang ihnen, Fallschirme für Hunde zu bekommen. So wurden die Tiere ausgebildet. Der Erfolg war verblüffend. Man stellte für die Hunde warme Hüllen her, die so gearbeitet waren, daß die Tiere in jedem Fall auf allen vieren landen konnten. So war die Möglichkeit einer Verletzung der Hunde beim Absprung von vornherein ausgeschlossen.



◀ **Rettung aus höchster Not** bringen die abgesprungenen Hunde. Der notgelandete Pilot spannt die klugen Tiere ins Geschirr, und nun kann er die Schlittenfahrt zum nächsten Vorposten der Zivilisation antreten.

Notlandung eines Piloten mitten im Packeis. Es ist unmöglich, die Maschine wieder flott zu machen. Unmöglich auch, daß andere Flugzeuge zur Hilfe kommen können. Sie würden das gleiche Mißgeschick haben.



In sausender Fahrt jagt das Hundegespann dahin. Die Tiere sind mit Schlitten und Proviant „vom Himmel gefallen“, um den notgelandeten Piloten zu retten. Sicher finden die klugen Vierbeiner ihren Weg durch die weiße Einsamkeit.



Schon ist der Rettungstrupp im Einsatz. Vorsichtig tastet sich ein Mann vor. Jetzt heißt es Ruhe bewahren. Kein Stein darf herunterfallen. Es könnten ja bewußtlose Menschen hilflos unter den Trümmern liegen.

◀ **Asta ist kaum zu halten.** Sie hat nach einigem Herumschnüffeln im Trümmergelände Menschen gewittert. Zunächst scharlte sie unbändig das Geröll hinweg. Dann kam ihr Herrchen zu Hilfe und vollendete das Werk.

Es ist durchaus keine neuartige Idee, Hunde als Helfer im Luftschutz einzusetzen. Die Engländer kamen darauf, als auf London Bomben fielen und Menschen unter Trümmern lagen. Spürhunde retteten damals zahllose Menschen. Sie spürten Verschüttete selbst unter hohen Trümmern auf. Auf Grund erster Erfolge wurden besonders geeignete Hunde systematisch als Rettungshunde ausgebildet. — Im Hinblick auf mögliche zukünftige Katastrophen ist dies sicher eine bescheidene Hilfsmöglichkeit. Aber Menschen aus Gefahren zu retten, das ist immer lohnend, mögen die Ausmaße einer Katastrophe noch so groß sein. Einen wirksamen Rettungsdienst aufzubauen, ist auch das Anliegen des neuen Luftschutzes. Bei früheren Katastrophen kam eine Rettung oftmals zu spät, weil die Rettungsmannschaften häufig an falschen Stellen eingesetzt wurden. Der Hund vermag mit seinen naturgegebenen Sinnesorganen beim Absuchen von Trümmern ein wertvoller Helfer zu sein. Immer mehr Versuche beweisen diese Tatsache.



▶ **Als treuen Wächter** kennen wir den Hund in den verschiedensten Formen seines Einsatzes. Ob als Hofhund, als Blindenführer oder Polizeihund. Nun aber steht er vor einer neuen Aufgabe.

... und als Luftschutzhelfer



◀ **Asta muß auch jetzt dabeisein.** Geradezu stolz verfolgt sie die Arbeiten der Mannschaft. Es kann ihr nicht schnell genug gehen. Inzwischen werden alle Vorbereitungen getroffen, um die Geborgenen schnell abzutransportieren. Auch Erste Hilfe müssen diese Männer sofort leisten.

▶ **Miterlebt haben** muß man einmal, mit welcher Freude die aufgespürte Person von einem Rettungshund empfangen wird. Es sieht fast so aus, als wollte Asta hier beißen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Gerne gönnt der Hundeführer dem Tier nun den Triumph über den Erfolg. Der herzliche Empfang des Geretteten ist Asta der Lohn für die gute Tat. Welchen Hundefreund könnte solch eine Möglichkeit des Einsatzes seines Lieblings nicht gleichfalls begeistern?



Höchstes Ideal war schon zu allen Zeiten, Menschen in besonderer Not barmherziger Samariter zu sein. Das erfüllt auch die Männer und Frauen, die in den verschiedensten Sonderdiensten im zivilen Bevölkerungsschutz tätig sind. Zu ihnen gesellt sich Freund Hund, indem er nun auch als Luftschutzhelfer eine neuartige Aufgabe erhält. Man wird von ihm in Zukunft noch öfter hören.



Schicksal im Schatten der Atome:

DER DIAKON VON OAK RIDGE

Nach zwanzigjähriger Tätigkeit als Physiker hat sich Dr. William B. Pollard, Direktor des Institutes für Kernforschung in Oak Ridge, dem großen amerikanischen Atomforschungszentrum, als Diakon der Episkopalkirche weihen lassen.

Ich besuchte Pollard in Oak Ridge, lauschte bis in die späten Stunden eines südlichen Abends seiner Erzählung, wie er zu seinem Entschluß gekommen sei. Plaudernd saßen wir auf einer schmalen, hölzernen Veranda. Seine Gattin Marcella füllte unsere Gläser.

„Nach Schiekleidung“, sagte sie lächelnd, „schrieb ihm ein gestrenger Baptist (Anhänger einer Sekte), daß er nicht einer Glaubensgemeinschaft hät-

bia-Universität, ein Deckname für eine der wichtigsten wissenschaftlichen Anlagen während der Kriegszeit. Er machte hier Versuche zur Gewinnung von U 235, dem Explosivstoff in den Atombomben. Weder ihm noch einem seiner Kollegen wurde mehr, als zur jeweiligen Arbeit notwendig war, mitgeteilt. Keiner wußte etwas über den erfolgreichen Atombombenversuch, der am 16. Juli 1945 in Neumexiko stattfand. Immerhin wußten die Forscher aber, daß sich etwas vorbereite, und waren daher nicht ganz so überrascht wie die meisten anderen Menschen, als drei Wochen später Präsident Truman verkündete, daß über Hiroshima eine Atombombe abgeworfen worden sei. „Ich freute mich sehr“, erzählte Pollard. „Ich war um diese

Zeit in der Nash-Fabrik, und meine Kollegen und ich drehten den ganzen Nachmittag hindurch das Radio an und liefen abwechselnd hinaus, um die letzten Zeitungsausgaben zu erwischen. Gabt endlich wußten wir mit Bestimmtheit, daß unsere Arbeit erfolgreich gewesen war.“

Drei Tage darauf, als die Nagasaki-Bombe fiel, änderte sich seine Stimmung. An diesem Punkt seiner Erzählung rückte Frau Pollard ruhig auf ihrem Stuhl hin und her, und nachdem er einen Blick auf sie geworfen, schickte sich ihr Gatte an zu erklären: „Marcella will nicht, daß ich das ausspreche, wozu ich mich eben anschicke.“

„Sie wissen ja, wie die Leute sind“, warf Frau Pollard ein. „Sie glauben, Bill wandte sich der Kirche aus einer Art Schuldgefühl heraus zu.“

„Sie befinden sich in einem Irrtum, denke ich“, sprach jetzt Pollard. „Aber ob sie nun recht oder unrecht haben, ich sehe nicht ein, warum mich das vom Reden über eine bedeutungsvolle Erfahrung abhalten sollte.“ Er überlegte kurz und setzte fort, wo er aufgehört hatte. „Nach der Nagasaki-Bombe war mein Überschwang einem Gefühl des Entsetzens gewichen“, erklärte er.

„Ich fürchtete, die Bomben würden über ganz Japan fallen. Als ich an diesem Abend — es war ein Donnerstag — nach Mount Vernon zurückgekehrt war, griff ich nach einer Zeitung und sah unter den kirchlichen Nachrichten, daß gerade noch Zeit war, zu einem Gottesdienst in New Rochelles zurechtzukommen. Ich verließ allein das Haus und nahm einen Bus zur dortigen Trinity-Episkopalkirche. Während des Gottesdienstes wurde ich mir immer mehr eines Gefühles bewußt, das bestimmt nichts mit einem leeren Geschwätz zu tun



Der Atomwissenschaftler William Pollard wird nach der Diakonweihe von seiner Frau strahlend beglückwünscht.

te beitreten sollen, die ihre Priester trinken lasse.“ Inzwischen hatten sich auch vier Söhne zu uns gesellt. Ihre Wißbegierde, warum der Vater noch eine zweite Laufbahn ergriffen hatte, schien noch immer ungestillt.

Er erzählte, er sei im Glauben der Episkopalkirche erzogen worden, habe aber schon bald das Interesse daran verloren. Zur Zeit seiner Heirat, 1932, war er zu der Überzeugung gekommen, daß Religion „ein Märchen“ sei. Seine Frau jedoch war eine regelmäßige Kirchenbesucherin.

Im Jahre 1944 erhielt Pollard eine Berufung in das Fachlaboratorium für Legierungen und Metalle der Colum-



Das Ehepaar Marie und Pierre Curie fand zahlreiche radioaktive Elemente.

Der Mensch greift in Gottes Werkstatt:

Angriff auf

Das eigene Gerippe

In der Nacht vom 8. auf den 9. November 1895 experimentiert ein noch unbekannter deutscher Professor in Würzburg mit seiner elektrischen Entladungsröhre. Hochspannung läßt ihre Glaswände grünlich flimmern, ein Leuchtschirm in der Nähe wird aufgeheilt. Jäh erstarrt der Forscher. Er glaubt, die Hand eines Totengerippes habe nach dem Leuchtschirm gegriffen. Noch im ersten Schreck durchzuckt Wilhelm Conrad Röntgen die Frage: „War das vielleicht meine Hand?“ Vorsichtig schiebt er seine Entladungsröhre. Das Handskelett ist wieder zu sehen. Kein Mensch hat je zuvor sein eigenes Gerippe erblickt.

Röntgen hatte 2000 Volt Energie aufwenden müssen, um seine Strahlen zu erhalten. Becquerel hatte einen Stoff gefunden, der von allein ähnliche Strahlen abgab.

Die großen Frage stand auf: Woher nimmt das Uran diese Energien? Bald sollten die Becquerel-Strahlen durch Madame Curie den Namen Radioaktivität erhalten!

Ein Wort durchzuckte dabei den französischen Forscher Henri Antoine Becquerel: Fluoreszenz. Das ist eine Eigenschaft bestimmter Stoffe, die durch Bestrahlung zum Selbstleuchten angeregt werden (jedermann kennt diese Erscheinung neben Leuchtzifferblatt der Uhren). Becquerel, der diesem Phänomen nachforschte, fragte sich nun, ob die fluoreszierenden Stoffe nach Lichteinwirkung neben normalem Licht vielleicht auch unsichtbare, röntgenähnliche Strahlen aussenden? Er setzte also fluoreszierende Mineralien der Sonne aus und legte dann auf die verschiedensten Proben lichtdicht verpackte Photoplatten. Und wirklich, nach langen Versuchsreihen fand Becquerel, daß Kalium-Uran-Sulfat, nachdem es der Sonne ausgesetzt war, die Photoplatte belichtete. Von diesem Mineral gingen also unsichtbare Strahlen aus. Eines Tages hatte Becquerel eine neue Versuchsreihe vorbereitet. Aber die Sonne schien nicht. Er legte Mineralien und Photoplatten ärgerlich in seine Schreibtischschublade. Als er die Photoplatten gelegentlich entwickelte, stellte er erstaunt fest, daß Uranverbindungen, ohne vorher dem Licht ausgesetzt gewesen zu sein, die Photoplatten belichtet hatten.

Röntgen hatte 2000 Volt Energie aufwenden müssen, um seine Strahlen zu erhalten. Becquerel hatte einen Stoff gefunden, der von allein ähnliche Strahlen abgab.

Die großen Frage stand auf: Woher nimmt das Uran diese Energien? Bald sollten die Becquerel-Strahlen durch Madame Curie den Namen Radioaktivität erhalten!

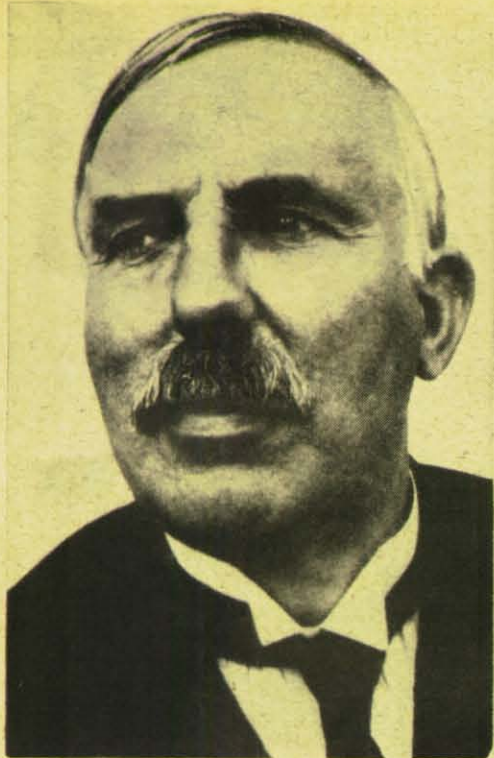
Hunderttausendmal teurer als Gold

Nach einer harten, von den politischen Gegensätzen zwischen polnischem Nationalismus und russischer Staatsmacht überschatteten Jugendzeit emigriert Marya Sklodowska, die Tochter eines Warschauer Professors, nach Paris. In der Seinestadt lernt sie ihren Mann, Pierre Curie, kennen, der das Laboratorium einer Physik- und Chemischule leitet. Bald nach ihrer Hochzeit wählt Madame Curie als Thema für eine Doktorarbeit die von Becquerel entdeckten sonderbaren Strahlen. Neben ihren Hausfrauen- und Mutterpflicht-

Experiment in der Schreibtischschublade

Physiker aller Welt vernahmen staunend von Röntgens neuer Entdeckung.

Fortsetzung Seite 17



E. Rutherford, der Entdecker des Atomkerns.



Der Würzburger Physikprofessor Röntgen.

die Festung Atom

ten (1887 war ein Töchterchen angekommen), neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin, zu der wirtschaftliche Not sie zwingt, widmet sich Madame Curie mit unerbittlichem Fleiß ihrer Forschungsarbeit. Zunächst entdeckt sie, daß außer Uran auch Thorium jene geheimnisvollen Strahlen aussendet. 1898 glauben sie und ihr Mann einem ganz neuen Element auf der Spur zu sein, dessen Strahlung viermal so stark wie die des Urans zu sein scheint. „Wenn die Existenz dieses neuen Metalls bewiesen ist, schlagen wir vor, es Polonium zu nennen, nach der Heimat des einen von uns beiden.“ Kaum ist das Element gewonnen, entdeckt das Ehepaar Curie, im gleichen Jahr 1898, daß sich in den Rückständen der Pechblende noch ein weiteres Element verbergen müsse. Die österreichische Regierung überläßt dem Forscherpaar einige Tonnen von Rückständen der Pechblende, aus der in Joachimsthal Uran zum Färben böhmischer Gläser gewonnen wird. Unter primitivsten Bedingungen lösen die Curies nach jahrelanger Arbeit in einem zigen feuchten Schuppen aus den vielen Tonnen Material ganze 0,1 Gramm einer Salzverbindung des neuen Elements. Sein Gewicht, seine Eigenschaften lassen sich feststellen. Die Strahlkraft ist 2000mal so stark wie die des Urans. So wird das neue Element „das Strahlende“, lateinisch Radium genannt. Becquerel, Pierre und Marie Curie erhalten 1903 den Nobelpreis für Physik. Erstmals wird einer Frau diese hohe Auszeichnung zugesprochen. Den zweiten einer Frau verliehenen naturwissenschaftlichen Nobelpreis bekommt 1935 die gleiche Frau (den dritten und bisher letzten 1935 ihre Tochter Irène).

In dem Augenblick, in dem sich der Ruhm des Ehepaares Curie über die Welt verbreitet, an einem regnerischen Frühlingstag, stürzt Pierre Curie beim Überqueren der Straße. Das schwere Hinterrad eines Pferdefuhrwerks zermalmt seinen Schädel.

Trotz der Not ihres Herzens setzt seine Frau das begonnene Werk fort, übernimmt die Leitung der neu errichteten Laboratorien, besteigt den Lehrstuhl ihres Mannes an der Sorbonne.

Was später kein Mensch mehr versucht hat, gelingt 1910 Madame Curie: Die Gewinnung reinen Radiums, das 100 000mal so teuer wie Gold ist. Der dauernde Umgang mit diesem Element

hat ihre Gesundheit stark angegriffen. Die Entdeckung des Radiums hat ihr höchsten Ruhm eingebracht, Radium hat ihr Leben vorzeitig ausgelöscht. Die immerwährende Hingabe dieser einzigartigen Frau hat ihrer Gestalt legendäre Größe verliehen. Der erschütternde Bericht ihres Lebens wurde von ihrer zweiten Tochter, Eve Curie, aufgezeichnet.

Der dauernde Umgang mit strahlenden Stoffen, führte bei Becquerel und den Curies zu Verbrennungen. In Positive gewandt, eröffnete diese Erscheinung dem Radium einen Siegeszug in der Medizin bei der Bekämpfung bösartiger Gewächse.

Die Entdeckung strahlender Elemente sollte bald das ganze Gebäude der Physik ins Wanken bringen. Noch ehe ein halbes Jahrhundert verging, würde die Auswertung der nun folgenden neuen Erkenntnisse die Menschheit an den Rand einer weltumspannenden Katastrophe treiben.

Wie Rosinen im Kuchen?

Nur wenigen Bittstellern konnte das Ehepaar Curie winzige Mengen der neugewonnenen radioaktiven Elemente für eigene Forschungen zur Verfügung stellen. Einer der Glücklichen war Ernest Rutherford. Der 1871 auf Neuseeland geborene, hochbegabte junge Physiker erhielt 1895 ein Stipendium in England, kurz danach seine erste Anstellung in Kanada.

Die Entdeckungen von Röntgen, Becquerel und den Curies ließen Rutherford aufhorchen. Er stürzte sich auf das neue Forschungsgebiet. Bei Untersuchungen von Thorium-Strahlen fand einer seiner Schüler die sogenannte Thorium-Emanation, ein radioaktives, gasförmiges Element, das im Unterschied zur mehr als tausendjährigen Lebensdauer von Uran oder Thorium sehr schnell zerfiel und so eine genaue Erforschung des Zerfallprozesses ermöglichte. Die 1902 von Rutherford veröffentlichte, damals stark angezweifelnde, heute jedoch unumstößliche „Zerfallstheorie“ hat den Begriff der Halbwertszeit eingeführt. Ein radioaktives Element zerfällt in bestimmten Zeiträumen jeweils um die Hälfte. Wenn zum Beispiel von 100 Teilen in einem Jahr 50 zerfallen, so zerfallen im nächsten Jahr nicht wieder 50 (das hieße die ganze Menge), sondern nur

wieder die Hälfte, also 25 Teile, dann 12,5 usw.

Uran zerstrahlt in 4,6 Milliarden Jahren um die Hälfte. Im Unterschied dazu betragen die Halbwertszeiten von Thorium-Emanation 54 Sekunden, von Polonium 136 Tage, von Radium 1580 Jahre. Geologen konnten nun mit Hilfe dieser Zeitmaße das Alter der Erdschichten genauer als je zuvor bestimmen.

Bald waren ganze Reihen von radioaktiven Elementen, sogenannte Familien, gefunden. Bei der bekanntesten Familie steht Uran, der Urahn, an der Spitze, die Umwandlung führt über Radium und verschiedene andere Elemente und endet schließlich bei Blei.

Radioaktive Elemente zerfallen unter Energieabgabe in jeweils andere Elemente. Diese Feststellung ließ die Welt aufhorchen. Bedeutete sie doch nicht weniger als die Zerstörung des Elementbegriffs, den die Chemiker als der Weisheit letzten Schluß gefeiert hatten. Ein Element war bislang der kleinste Baustein der Natur, der sich durch nichts teilen oder gar umformen ließ. Nun waren Elemente entdeckt, die sich von ganz allein umwandelten, also irgendwie teilbar sein mußten und dazu noch Energie abgaben, und welche Energie! Gewiß war sie nicht auffallend stark, aber im Verhältnis zu den Dimensionen, in denen sich die geheimnisvollen Vorgänge abspielten, ungeheuer groß. Rutherford eröffnete 1903 einem erstaunten Publikum, ein Pfund Emanation — falls man eines dieser bislang nur in Milligramm gewonnenen Gase in dieser Menge herstellen könne — strahle fortlaufend eine Energie von 10 000 Pferdestärken aus. Welch ein Vergleich! Neben einer riesigen Herde von Pferden ein bißchen Gas, das man nicht einmal sehen konnte!

Pierre Curie hatte folgenden ganz einfachen Versuch angestellt: Zwei Glasröhrchen voll Wasser gefüllt, in das eine ein starkes Radiumpräparat geworfen und den Temperaturunterschied in den Röhrchen gemessen. Um 3 Grad höher war die Temperatur des radiumgeheizten Wassers gestiegen.

Auf den ersten Blick ist das so gut wie nichts. Aber der Rechenstift ergibt: Ein einziges Gramm Radium produziert, bis es einschließlich seiner Folgeprodukte zerfallen ist, 3000 Kilowattstunden. Dem einzigen Gramm Radium entspräche also die Verbrennungsenergie von 350 000 Gramm Kohle!

Diese ersten Berechnungen der Atomenergie hatten Rutherford und Pierre Curie im Jahre 1903 aufgestellt. Inzwischen ist Rutherford nach England zurückgekehrt und weltbekannt geworden. Auf einem Bankett wird er staunt gefragt: „Ach, sind Sie vielleicht ein Sohn des berühmten Rutherford?“

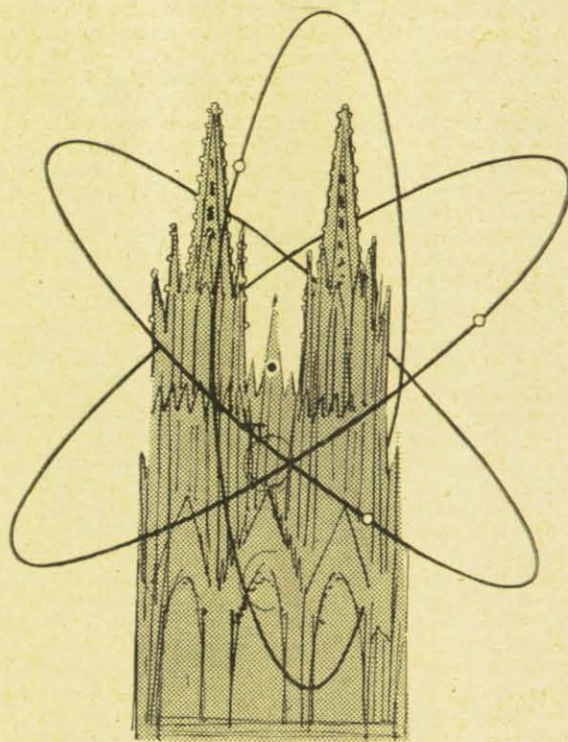
Wie Flugzeuge in großer Höhe nicht mehr zu sehen, jedoch an ihren Kondensstreifen zu erkennen sind, so lassen sich in einer von dem Physiker Wilson erfundenen Nebelkammer kleinste hindurchfliegende, selbst nicht mehr sichtbare Teilchen wahrnehmen. Rutherford läßt radioaktive Strahlen durch eine Wilsonsche Nebelkammer fliegen und stellt drei verschiedene Arten fest, die er mit den ersten Buchstaben des griechischen Alphabets als Alpha-, Beta- und Gammastrahlen bezeichnet. Bei elektromagnetischer Spannung erweisen sich die Alphateilchen als negativ, die Betateilchen als positiv geladen, während die Gammastrahlen auf Elektromagnetismus

überhaupt nicht reagieren. Mit Hilfe der Wilsonschen Nebelkammer kann Rutherford folgende Geschwindigkeiten ermitteln: Alphateilchen 14 000 bis 21 000 Kilometer in der Sekunde, Beta-Teilchen 200 000 bis 297 000 km/sek und Gammastrahlen Lichtgeschwindigkeit (300 000 km/sek). Die Durchschlagskraft der Strahlen steigt mit zunehmender Geschwindigkeit. Aber noch weitere Maße konnten Rutherford und andere Forscher feststellen: Ein Alphateilchen wiegt ein Quadrillionstel, 0,000 000 000 000 000 000 007 Gramm. Ein Gramm reines Uran 238 sendet pro Sekunde 12 000 Alphateilchen aus, ebensoviel Atome wandeln sich dabei um. So dauert es 4,6 Milliarden Jahre, bis ein Gramm Radium zerfällt, da es aus 2500 Trillionen Atomen bestand. Diese Zahlen zeigen, daß die Welt der Atome eine Welt von unvorstellbar winzig kleinen Dingen ist.

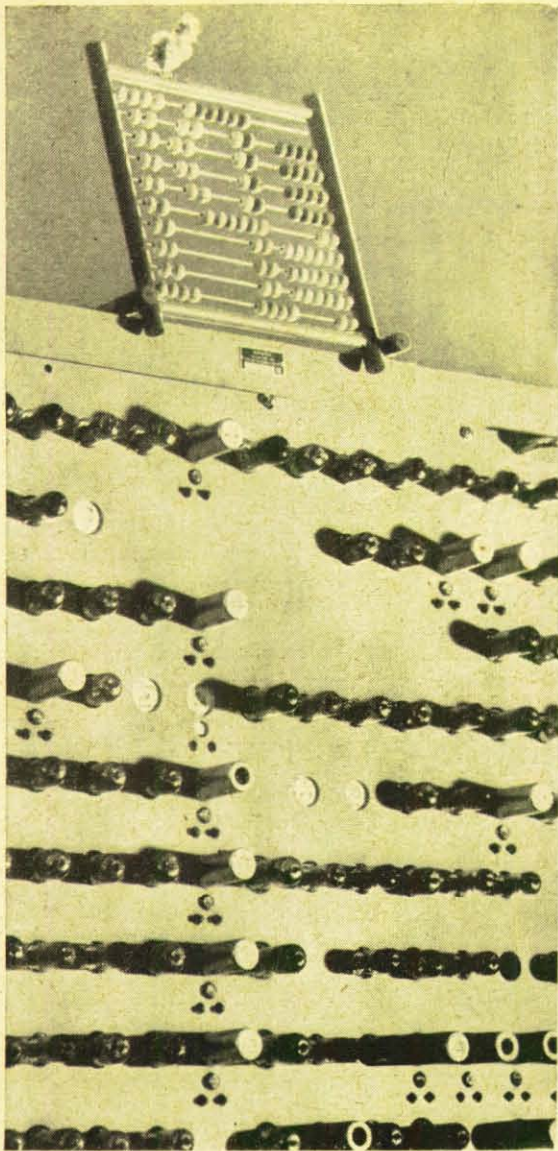
Wie könnte man dieser kleinen Welt beikommen? Rutherford hat eine glänzende Idee. Er benutzt die Strahlen radioaktiver Elemente als Geschosse und eröffnet so den Angriff auf die Festung Atom. Dieser Angriff war von rein wissenschaftlichem Interesse und galt zunächst der Frage: Wie ist ein Atom gebaut?

Joseph John Thomsen, der Lehrer von Rutherford, hatte entdeckt, daß die kleinsten Teilchen, welche die Träger des elektrischen Stromes sind, sich von Atomen lösen. Zur Bezeichnung dieser Teilchen hatte er das griechische Wort für Bernstein gewählt: Elektron. Denn die alten Griechen hatten erstmals Elektrizität beim Reiben von Bernstein auf Wollgewebe in Form kleiner Funken beobachtet. Thomsen hatte angenommen, daß die Elektronen im Atom stecken wie Rosinen im Kuchen.

Rutherford glaubt nicht recht an diesen Rosinenkuchen und läßt seine Schüler Geiger (Erfinder des Geigerzählers) und Marsden Metallfolien mit Alphateilchen beschießen. Es zeigt sich folgendes: Die meisten Alphateilchen erhalten beim Durchschießen der Folie eine kaum spürbare Abweichung. Ihnen tritt so gut wie kein Widerstand entgegen. Ganz wenige Alphateilchen werden jedoch aus ihrer Bahn geworfen. Rutherford zieht den Schluß, daß diese wenigen Teilchen mit Atomkernen zusammengestoßen sind und der Atomkern nur einen ganz kleinen Teil des ganzen Atoms ausmacht. So mußte in den Atomen sehr viel leerer Raum sein. Hatte Demokrit doch im Grunde recht, als er vor mehr als 2000 Jahren behauptet hatte: Die Welt besteht nur aus Atomen und dem leeren Raum? (Fortsetzung folgt.)



Billionenfach vergrößert zeigt unser Bild ein Atom. Elektronen umkreisen den winzigen Kern (schwarzer Punkt). Seine Größe verhält sich zum ganzen Atom wie eine Erbse zum Kölner Dom. Im Kern stecken ungeahnte Energien.



Die „Reserveperm“, die Rechenhilfe für unsere Kleinen — wie verloren steht sie auf der modernen Riesenanlage. Immerhin: Sie arbeitet zwar etwas langsamer als ihre „erwachsene“ Schwester, ist dafür aber im Betrieb billiger und vor allem völlig unempfindlich gegen Stromsperrern.

Meine Bekanntschaft mit der Perm begann mit einem Beifall. Die Maschine arbeitete gerade auf vollen Touren. Mein Reporterherz lachte bei dem Anblick. Ich hielt die Kamera schußfertig in der Hand, drückte auf den Auslöser des Elektronenblitzgerätes. Da machte es Knack. Ein Ruck — und die ganze Anlage stand still. Glauben Sie mir, mein Schreck war nicht von Pappe. Zuerst dachte ich: jetzt explodiert was. Aber es flogen keine Maschinenteile durch die Luft und auch keine Elektronenröhren. Ich war dem Roboter lediglich zu nahegetreten. Mein Blitzlicht hatte ihn „verwirrt“ und nun streikte er. Ein einziger Störimpuls unter den unzähligen Impulsen, durch die die Maschine arbeitet, hatte genügt, um sie außer Betrieb zu setzen. Das Schlimmste aber war, daß durch mein vorschnelles Handeln das ganze Rechenergebnis verfälscht wurde.

Ich hoffe nur, die Herren im Münchner Rechenzentrum haben mir verziehen, daß ich mich in der Elefant im Porzellanladen benommen und dadurch die Arbeit der Perm unbrauchbar gemacht habe. Das eine habe ich bei der Gelegenheit jedoch erfahren: auch der Umgang mit elektronischen Rechenanlagen will gelernt sein!

Die (P)rogrammgesteuerte (E)lektronische (R)echenanlage (M)ünchen, kurz Perm genannt, ist der größte bisher in Deutschland entwickelte und in Betrieb befindliche Rechenautomat. Er arbeitet im Rechenzentrum, einer neuen Einrichtung der Technischen Hochschule München. Eine solche Anlage gestattet die Lösung kompliziertester Rechenaufgaben in unglaublich kurzer Zeit. Sie kann beispielsweise einige hundert Rechenoperationen, wie die Fachleute sagen, in der Sekunde durchführen.

Die Reihenfolge dieser Operationen wird vor Beginn der Arbeit festgelegt und dann von einem Befehlsspeicher aus automatisch gesteuert. Dieser Speicher ist das Gedächtnis des Automaten. Er faßt mehr als 8000 „Wörter“, das heißt zwölfstellige Zahlen oder Befehle. Das Hineinschreiben oder Herauslesen von Zahlen und Befehlen beansprucht eine mittlere Zeit von $\frac{2}{1000}$ Sekunden, eine Rechenoperation verläuft noch schneller.

Besonders bemerkenswert ist, daß moderne Maschinen von der Art der Perm imstande sind, nach vorher festgelegten Regeln und auf Grund ihrer Rechenergebnisse selbständig Entscheidungen zu treffen und die Befehle im Bedarfsfalle sogar abzuändern.

Das wohl berühmteste Beispiel für die Fähigkeiten der Elektronenhirne im „Denken“ hat sich in den USA ereignet. Das war im November 1952, als die

PERM im Examen



Der Mathematiker als Dolmetscher. Bevor der Perm das physikalische, technische oder wirtschaftliche Problem, das gerade gelöst werden soll, als mathematische Aufgabe gestellt wird, muß das Lösungsverfahren in die der Maschine verständliche Sprache genau übersetzt werden.



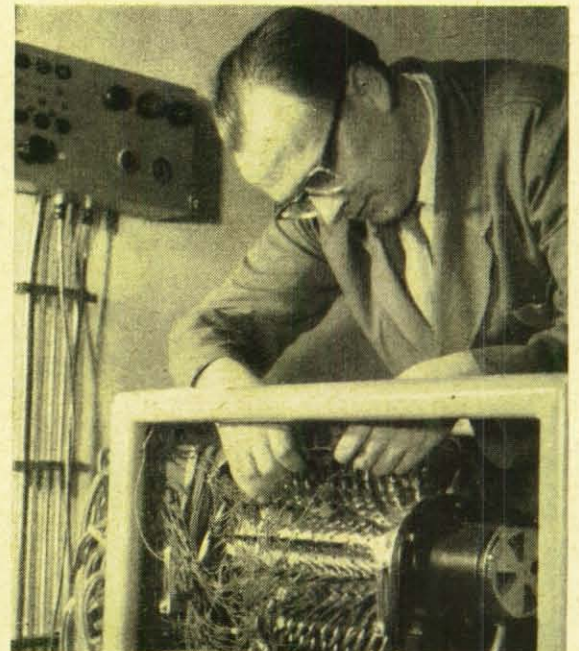
Die Befehle werden mit einer Spezialschreibmaschine auf Lochstreifen geschrieben. Der Roboter kann einige hundert Aufgaben in der Sekunde lösen. Die Art und die Reihenfolge wird vorher festgelegt und dann von einem sogenannten Befehlsspeicher aus völlig automatisch gesteuert.



ZB-Reporter verwirrt Deutschlands größtes Elektronengehirn



Die „Programmbibliothek“. Für ständig wiederkehrende Aufgaben werden im Rechenzentrum Lösungsvorschriften auf Lochstreifen zum sofortigen und schnellen Einsatz bereitgehalten. Bei komplizierten Aufgaben lassen sich die einzelnen Bibliotheksprogramme zusammensetzen.

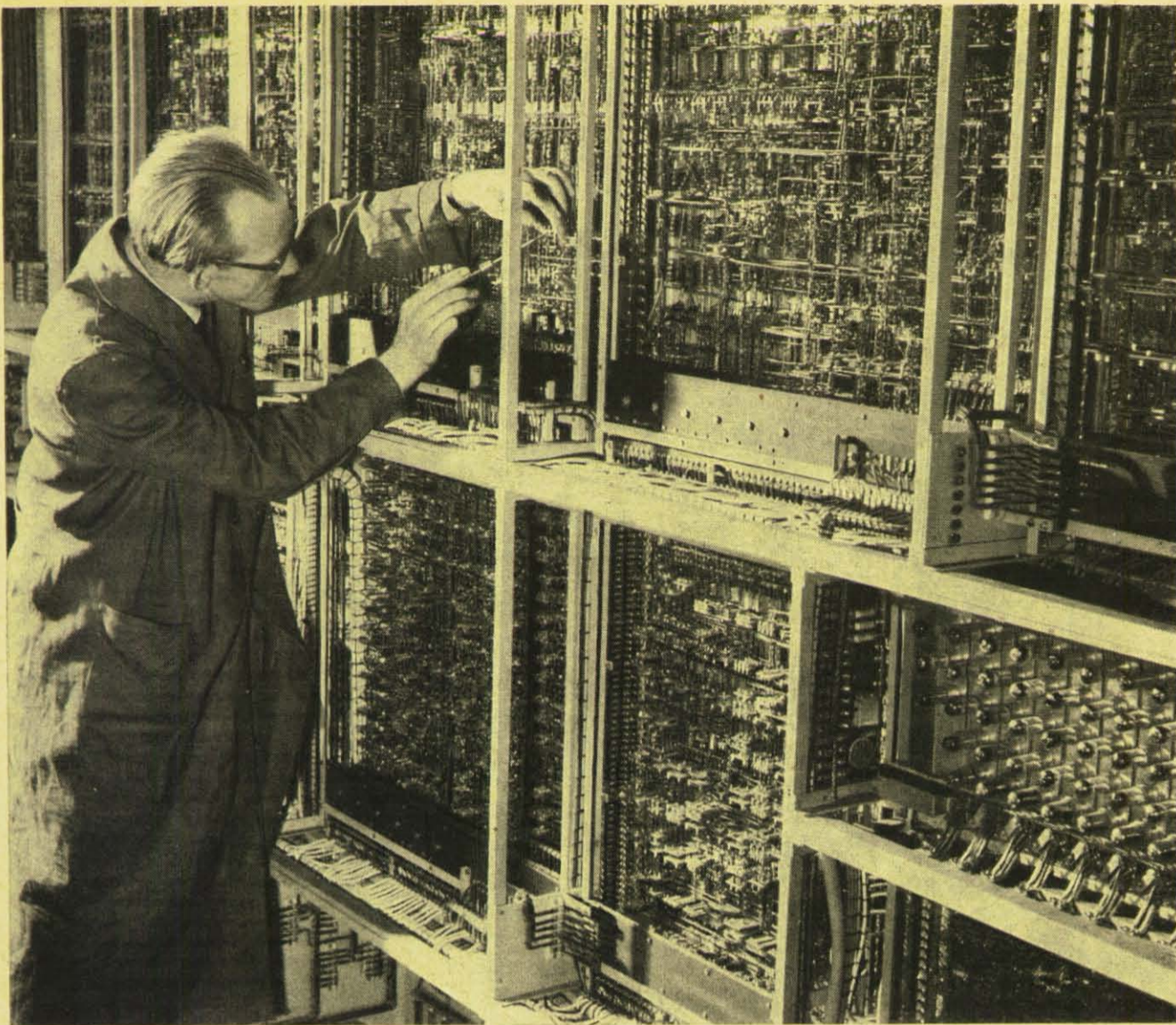


Der Trommelspeicher macht 15 000 Umdrehungen in der Minute, nimmt trotz seiner kleinen Ausmaße in dieser Zeit 100 000 Ziffern oder 8000 Befehle entgegen und leitet sie völlig selbständig und exakt an die eigentliche Rechenmaschine weiter. Er ist einer der wichtigsten Teile überhaupt.

Amerikaner ihren Präsidenten wählten. Damals wurden dem Elektronengroßrechner „Univac“ die schon vorliegenden Teilergebnisse einiger Wahlkreise sowie die entsprechenden Vergleichszahlen der Wahl vom Jahre 1948 „mitgeteilt“. Im Bruchteil einer Sekunde tat er seine Arbeit: das Ergebnis sprach eindeutig zugunsten Eisenhowers und stand damit im Gegensatz zum größten Teil der öffentlichen Meinung, die, im Besitz derselben Kenntnisse wie der

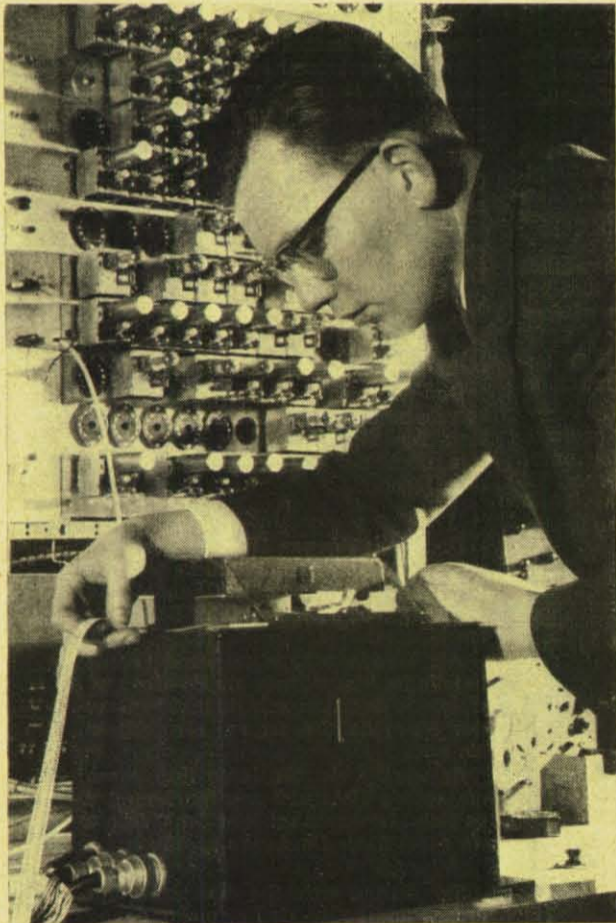
Automat, immer noch an ein „offenes Rennen“ glaubte. Wenig später ergab die endgültige Auszählung der Stimmen, daß der „Univac“ wahr vorhergesagt hatte. Die Rechenmaschinen meistern also nicht nur rasend schnell astronomische Zahlen, sie können sich in einem gewissen Umfang auch „erinnern“ und Schlüsse ziehen.

Die Anregungen für den Bau des Rechenautomaten erhielt Prof. Piloty auf einer Amerikareise im Jahre



So ein kleines Objektiv, wie es hier die junge Dame nachdenklich betrachtet, stellte die Mitarbeiter der optischen Industrie, zu deren Aufgaben seine Berechnung gehörte, stets vor besonders schwierige Probleme. Die elektronischen Rechenanlagen befreien den Menschen weitgehend von der oft sehr mühevollen Arbeit des schematischen Rechnens.

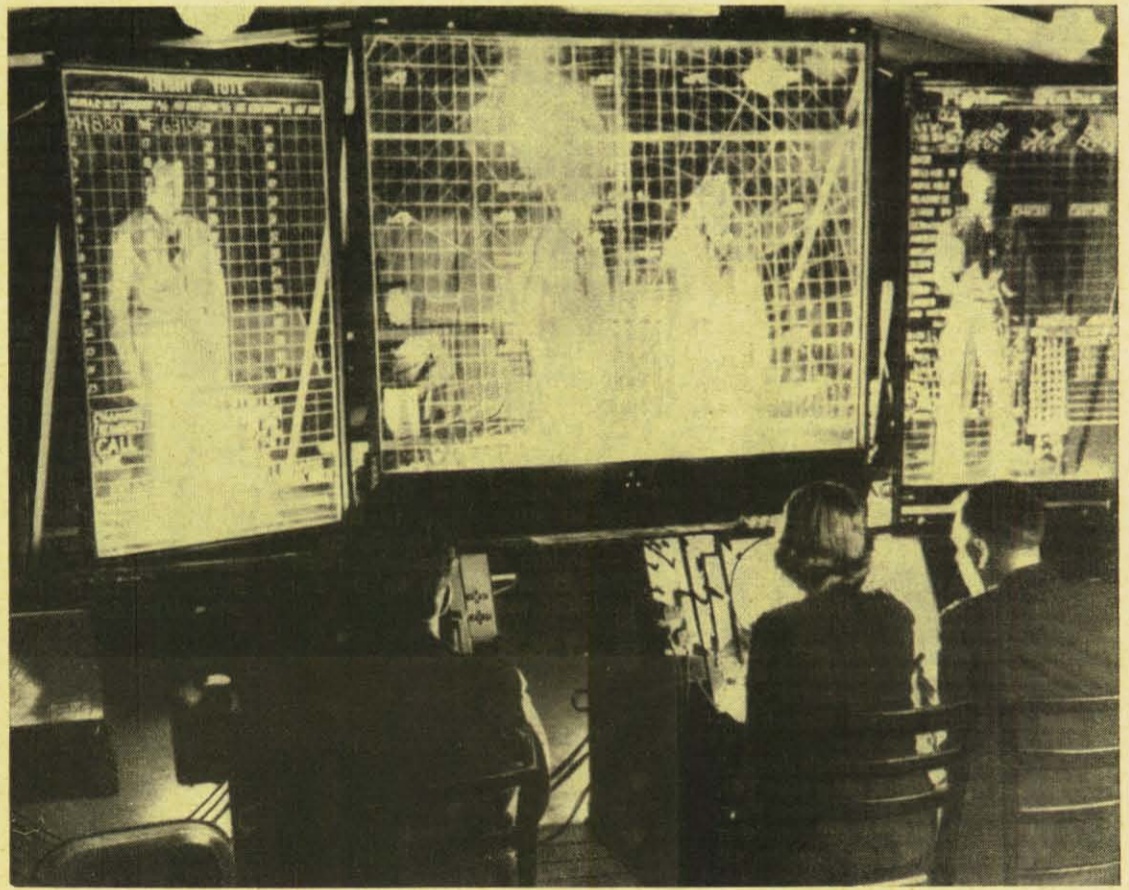
Das Innere der Anlage enthält 2500 Röhren, 3000 Dioden, 10 000 Widerstände, 30 000 Kontakte und einige Kilometer Drahtleitungen — ein für den Laien wahrhaft verwirrender Anblick. Der Techniker, der ein solches Elektronenhirn zu warten und zu bedienen hat, dürfte sich keinen einfachen „Job“ ausgesucht haben. Spezialausbildung ist unbedingt erforderlich.



Zweihundert Buchstaben oder Ziffern in der Sekunde liest die Perm selbständig von dem Band, das die verschlüsselte Rechenaufgabe enthält und schreibt sie außerdem noch auf die Speichertrommel. Die Geschwindigkeit ist so groß, daß das Lesen photoelektrisch geschehen muß.

1950. Nach seiner Rückkehr gelang es ihm, die Deutsche Forschungsgemeinschaft für das Projekt so zu interessieren, daß sie es in ihr Schwerpunktprogramm übernahm.

Die Perm dient der Ausbildung von Nachwuchskräften und wird vom Rechenzentrum der Technischen Hochschule München (Leitung: Prof. Piloty und Prof. Sauer) für die Lösung wissenschaftlicher Probleme von Hochschulinstituten eingesetzt.



Ein tolles Experiment wagte die amerikanische Luftwaffe im Koreakrieg: Sie setzte einen Infanteriehauptmann, der keine Ahnung von den Aufgaben eines Piloten hatte, in eine Jagdmaschine. Man schloß die Kanzel und ließ das Flugzeug von einer Station aus starten, die mit Radar- und Fernsehschirm, Elektronengeräten und Meßinstrumenten ausgerüstet war. Der Pseudopilot hatte Anweisung erhalten, nichts anderes zu tun, als auf den Radarschirm über dem Armaturenbrett zu starren. Was er erlebte, glich einem Märchen oder einem Traum. Das ferngesteuerte Flugzeug nahm gehorsam Kurs auf die Front, es kam in Kampfberührung mit einer feindlichen Maschine, der Gegner wurde abgeschossen; und nachdem sie eine Zeitlang über dem Frontgebiet ihre Kreise gedreht hatte, landete die US-Maschine schließlich wohlbehalten auf dem Flugplatz in Japan. Der Hauptmann hatte keinen Finger gerührt, er war lediglich der Passagier eines wie von Geisterhand gesteuerten Flugzeuges. — Dieses Experiment veranschaulicht deutlich die Tendenz der modernen Flugzeugentwicklung: Die Konstrukteure wollen durch möglichst kleine und einfache elektronische Bordgeräte und durch automatische Rechner die Arbeit des Piloten so sehr verringern, bis sie sich auf sinnvolle Anweisungen an raumsparende Geräte beschränkt. Menschliches Denken und Handeln muß in dieser Welt des Roboterhirns mit seinen Röhren, Kondensatoren, Speichern und Transistoren zur Bedeutungslosigkeit verblassen, muß sich auf routinemäßige Aufgaben der technischen Kontrolle beschränken. Die Piloten der Zukunft fliegen nicht mehr. Sie sitzen vor Radarkonsolen und -schirmen und dirigieren von zentralen Befehlsstellen aus Start, Route und Landung der Flugzeuge, wobei ihnen die auf den Bildschirmen angebrachten Skalen alle wichtigen Meßwerte angeben. Unser Bild zeigt eine solche Befehlsstelle während einer übungsmäßig durchgeführten Nachtlandung im Blindflug.

Die Letzten werden die Ersten sein

Fortsetzung und Schluß.

In Wanda stieg ein Verdacht auf, machte sie unsicher.

„Lorenz!“ rief sie. „Was hat das mit uns zu tun?“

„Wenn sie“, er zögerte, „— einen anderen für mich...“

Wanda schaute entsetzt zu ihm auf. „Entsinnst du dich, Wanda?“ flüsterte er. „Ich lief weg, weil ein Betrunkener aus der Kneipe gegenüber kam...“

„Nein — bitte!“ rief sie. „Rede dir nichts ein, Lorenz!“ Plötzlich wußte sie, daß er recht hatte. Sie zog ihn näher an sich heran, wie um ihn enger an sich zu fesseln. „Und selbst wenn —“, sagte sie, „es kann ihm ja nichts geschehen! Er ist doch unschuldig...“

„Unschuldiger? Unschuldig war ich auch, Wanda. Zehn Jahre lang...“

„Aber das ist doch etwas anderes!“ sagte sie verzweifelt.

Er schweig. Das Meer klatschte an die Pfeiler des Landungsstegs. Möwen kreischten. Von der Stadt her wehte der Lärm des Verkehrs. Es war Geschäftsschluß, Hauptverkehrszeit.

„Ich weiß nur eins“, sagte Lorenz Darrandt. „Das habe ich in den zehn Jahren in Rußland begriffen; es gibt keine Schuld, für die nicht irgendeiner bezahlen muß...“

Er riß sich von ihr los und ging. „Lorenz!“ rief sie. Er hörte nicht. Sie lief hinter ihm her.

*

Lorenz Darrandt wollte sich der Staatsanwaltschaft stellen. Er wollte bekennen, ein Geständnis ablegen. Nur dieser eine Gedanke beherrschte ihn: Die Last loswerden, frei werden davon.

Wanda alarmierte Dr. Darrandt.

Lorenz mußte warten. Er lief im Flur des Gerichtsgebäudes auf und ab. Ziellos. Unruhig, ungeduldig.

Dann sah er seinen Bruder.

„Suchst du mich hier, mein Lieber?“ lachte Dr. Darrandt, und es hörte sich echt an. „Da bist du am falschen Platz! Bei der Staatsanwaltschaft habe ich nichts zu tun —“, er packte Lorenz mit eisernem Griff am Arm, lächelte dabei, „und will ich auch nichts mit ihr zu tun haben...“

Er sah Lorenz den Korridor entlang. „Bist du von allen guten Geistern verlassen?“ flüsterte er.

Lorenz Darrandt wehrte sich. „Ludwig!“ keuchte er. „Da drinnen wird ein anderer vernommen — für mich!“

„Hast du schon deinen Namen genannt?“

„Nein — aber ich kann doch nicht...“

Im selben Augenblick ging eine Tür, eine der vielen Türen auf diesem Flur, auf, und der ehemalige Schauspieler Herbert Rost trat auf den Korridor, an einen Polizisten gefesselt.

Er sah Dr. Ludwig Darrandt und blieb wie angewurzelt stehen. „Herr Rechtsanwalt!“ rief er. „Sie schickt mir der liebe Gott...“, der Polizist versuchte, ihn in die andere Richtung zu ziehen, „...kein Mensch glaubt mir, daß ich kein Mörder bin! Sie kennen mich doch!“ schrie er. „Sie haben mir doch neulich eine Mark gegeben — hier vorm Haus! Erinnern Sie sich doch — der Bettler an der Tür, das war ich —.“

Der Polizeibeamte riß Herbert Rost energisch herum.

„Erregen Sie kein Aufsehen!“ herrschte er ihn an.

Mit seiner Novelle „Die Letzten und die Ersten“ erregte der englische Dichter John Galsworthy großes Aufsehen. Der zweifache Bundesfilmpreisträger Jochen Huth übertrug diesen packenden Stoff in die heutige Zeit und gestaltete das Drehbuch für den neuen CCC/Constantin-Film, nach dem unsere Erzählung geschrieben ist.

Rost ließ sich widerstrebend fortziehen. „Herr Doktor!“ rief er noch einmal. Er kreischte fast. „Im Namen des Rechts! Ich brauche einen Anwalt — einen guten Anwalt...“

Dann verschwand er mit dem Polizisten in einem Seitengang.

Lorenz Darrandt stand noch Sekunden wie gelähmt. Dann wollte er hinter dem Alten her. Sein Bruder versperrte ihm den Weg. „Ruhig, Lorenz!“ sagte er eiskalt. „Oder willst du, daß deine Wanda so aus der Tür kommt...?“

Lorenz schwieg.

„Na siehst du!“ sagte sein Bruder.

*

Dr. Darrandt übernahm die Verteidigung des Angeklagten Herbert Rost.

Er beschwor seinen Bruder, vernünftig zu sein.

Er sprach auch mit Wanda.

„Nutzen Sie die Zeit bis zum Urteil!“ forderte er. „Ich werde sie Ihnen verschaffen, den Prozeß so lange verschleppen, wie ich nur kann...“

Wanda begriff nicht. „Verschleppen?“ fragte sie.

„Um Zeit zu gewinnen. Zeit! Die ist nämlich stärker als das Gewissen. Man kann es niederknüppeln, wie ich es bei Lorenz versucht habe. Und doch weiß man nie, ob es seinen Kopf nicht wieder hochreckt...“ Er sah Wanda beschwörend an. „Aber Zeit — in der hält es sich nicht, da welkt es, vergift. Also nützen Sie die Zeit! Machen Sie meinem Bruder das Leben so schmackhaft — und von mir aus — auch sich selbst so begehrenswert, verstehen Sie: daß er nicht mehr von Ihnen und dem Leben lassen will — wie das Urteil auch ausfällt!“

Wanda begriff. Zuerst wußte sie nur eines: Sie durfte ihn wiederhaben. Aber dann stieg Angst in ihr auf. „Aber Sie werden —“, sie zögerte —, „den — ändern doch freibekommen?“ Ihr Blick klammert sich an Dr. Darrandt. „Nicht wahr?“

„Nein“, sagte Darrandt, „um meines Bruders willen nicht.“

*

Und Lorenz Darrandt vergaß. Es gab sogar Stunden und Tage und Nächte, an denen selbst Wanda nicht mehr daran dachte.

Es war kein restloses Vergessen. Aber die Zeit schwächte ab. Dr. Darrandt hatte recht: das Gewissen verwelkte. Doch es vertrocknete nicht. Es starb nicht ab. Es war nur unscheinbar geworden.

Lorenz ging wieder auf die Universität. Er wollte noch einmal zwei Semester studieren, das alte Wissen aufpolieren und das dazulernen, was die Welt sich erarbeitet hatte, während er hinter Stacheldraht saß und eine Schuld verbüßte, irgendeine Schuld, die Schuld eines anderen, nicht die eigene.

Der Termin des Prozesses gegen den Schauspieler Herbert Rost, angeklagt des Raubmordes an einem Zuhälter, rückte immer näher.

Dr. Darrandt hatte einen jungen Assessor mit dem Fall Rost beauftragt. Er selbst dirigierte nur aus dem Hintergrund. Darrandt hatte den Elan seines Assistenten abgremst.

Herbert Rost lehnte sich verzweifelt gegen das Schicksal auf, das ihm bestimmt schien — warum, er wußte es selbst nicht.

Dr. Darrandt ließ sich herab. Er besuchte seinen Klienten persönlich in der Untersuchungshaft.

Herbert Rost war um Jahre gealtert. Die Backenknochen traten spitz unter der faltigen, gelben Haut hervor. Er hatte rotumrandete Augen, als hätte er geweint. Nervös lief er in dem Rechteck seiner Zelle hin und her.

„Recht hat, wer Recht behält, haben Sie mal gesagt!“ erinnerte sich Rost. Er blieb vor Dr. Darrandt stehen. „Aber wie soll ich denn zu meinem Recht kom-

men“, stöhnte er, „wenn nichts dafür getan wird, Herr Doktor?“

Darrandt stand auf. Er zwang sich, zu sprechen. „Sie waren betrunken, nicht wahr?“ stellte er fest. „Schwer betrunken, ja?“

Er ging zum Fenster. Schaute auf den grauverhangenen Himmel, der durch das Gitter in quadratische Karos geteilt war. „Und Sie haben dem Untersuchungsrichter gesagt: Ich wußte ja nicht, was ich tat — nicht wahr?“ Darrandt wandte sich Rost zu.

„Ja“, gab Rost zu, und in seinem Gesicht war nichts Komödiantenhaftes mehr wie früher, „aber ich meinte doch nur den Diebstahl — warum —?“

Dr. Darrandt schaute wieder auf diesen vergitterten Himmel, als könnte er daher die Kraft zum Sprechen holen: „Also Sie haben nicht gewußt, was Sie taten, stimmt das?“

Rost war verwirrt. Er wußte nicht, worauf das hinaus sollte: „Natürlich — ich kann doch gar nicht bei Sinnen gewesen sein, als ich ihm den Ring abzog und die Brieftasche wegnahm und die Taschen ausleerte. Nicht bei Sinnen...“

„Eben!“ sagte Darrandt und ging mit schweren Schritten zur Tür. „Und das ist Ihre einzige Verteidigung: Nicht gewußt zu haben, was Sie taten...“

Herbert Rost läuschte diesen Worten nach. Erst allmählich begriff er ihren Sinn. Dann schrie er auf und ging langsam auf Dr. Darrandt zu. Darrandt wich zurück. Stand mit dem Rücken an der Zellentür.

Herbert Rost schrie. Seine Stimme überschlug sich. Er klagte Darrandt an. Er tobte.

Dr. Darrandt hämmerte mit der Faust gegen die Eisenwand der Zellentür. Die Schritte des Wärters klotzten über die Steinfliesen des Gangs.

Rost hob anklagend die Hand. „Nein“, rief er, „nein! Ein Rechtsanwalt, der nicht der Anwalt des Rechts ist —.“

Der Wärter öffnete die Tür. Darrandt stürzte hinaus. Er hastete den Gang entlang. Die Stimme Herbert Rosts klang ihm noch auf der Straße gellend in den Ohren.

*

Der Prozeß gegen Herbert Rost war auf einen Freitag angesetzt. Es war ein nebliger, trüber Tag. Die Sonne hing als mattgelbe Scheibe hinter Schleiern am Himmel.

Als Wanda aufwachte, stand Lorenz bereits im Morgenrock am Fenster und starrte in das zähe, schwimmende Grau des Morgens. Sie tat so, als schlief sie noch.

Er weckte sie. Sie legte ihre Arme um seinen Hals und zog ihn hinunter zu sich. „Ist es ein schöner Tag?“ fragte sie dann, ohne die Augen zu öffnen.

„Warum?“

Sie räkelte sich. Sie dachte an den Prozeß und hoffte, daß er nichts davon wußte. Sie hatten seit damals nicht mehr davon gesprochen. Es war wie ein geheimes Abkommen gewesen zwischen ihnen.

„Warum?“ Wanda gähnte. „Weil ich — ich will heute nicht arbeiten“, sagte sie, „ich will bei dir bleiben — den ganzen Tag!“ Sie preßte ihr Gesicht an seine Brust. „Bitte, bitte!“ sagte sie. „Laß uns wegfahren heute, weit weg, ja? Irgendwohin. Vielleicht ans Meer, nach Cuxhaven? Oder wir nehmen den Dampfer nach Helgoland? Ja?“

„Warum willst du heute weg?“ wollte er wissen.

Im nächsten Heft beginnt unsere neue Fortsetzungsserie

**Bertram
lebt gefährlich**

Diesen spannenden Tatsachenbericht um einen vielbegehrten Mann schrieb Erhard Tewes für die ZB-Leser

„Warum nicht?“
 Er richtete sich auf und schaute hinüber zum Fenster.
 „Weil heute kein schöner Tag ist, Wanda! Dicker Nebel, siehst du?“
 „Dann wird es schön!“ unterbrach sie ihn hastig. „Immer wenn morgens Nebel ist, wird es ein schöner Tag — bestimmt!“
 Er sah sie an. Lange.
 „Weißt du es von meinem Bruder?“ fragte er dann.
 „Was —?“
 „Daß der andere heute vor Gericht steht?“
 Sie schnellte aus dem Bett hoch. „Woher weißt du es?“ fragte sie, und in ihren Augen stand plötzlich wieder die Furcht, die sie so lange niedergedrückt hatte.
 „Gerichtstermine kann man erfahren, Wanda.“ Er ging zum Kleiderschrank und nahm einen Anzug heraus. „Oder hättest du gedacht, ich kümmere mich gar nicht mehr um ihn — hätte ganz vergessen?“
 Wanda sprang aus dem Bett. „Du mußt ihn zurückhalten!“ dachte sie. „Du mußt alles tun. Du hast es seinem Bruder versprochen... Um seinetwillen... Um meinsetwillen...“
 Aber Lorenz Darrandt ließ sich nicht beirren. Er ging zur Verhandlung gegen Herbert Rost aufs Gericht.
 Wanda rief Dr. Darrandt an. „Ja“, sagte der. „Ja. Ich höre. So. Er ist also gegangen...“ Weiter sagte er nichts.
 „Dr. Darrandt!“ schrie Wanda in die Sprechmuschel. „Bittel!“
 Aber die Leitung war tot. Darrandt hatte aufgehängt.
 Wanda zog sich hastig an.
 Der Nebel war noch dichter geworden. Die Autos krochen durch die Straßen. Ihre Scheinwerfer waren nur matte, gelbe Scheiben.
 Wanda hastete durch den Nebel. Sie verirrte sich und lief im Kreis. Als sie vor dem Justizpalast ankam, war sie erschöpft. Sie hatte nicht mehr die Kraft, hineinzugehen und vielleicht mitzuerleben, wie Lorenz in sein Unglück rannte.
 Sie hatte jeden Zeitbegriff verloren. Sie wußte nicht mehr, wie lange sie so am Tor stand und wartete.
 Dann sah sie endlich Lorenz. Er tauchte nur für Sekunden auf und war dann bereits wieder im Nebel verschwunden.
 Sie rannte hinterher. Er wandte sich nicht einmal um, als sie sich einhakte bei ihm. Sein Gesicht war starr.
 „Lorenz, was ist geschehen?“
 Er lief nur noch schneller.
 „Sprich doch — sag es mir!“
 „Wozu!“ sagte er. „Du weißt es ja. Ihr habt es beide gewußt, mein Bruder — und du!“ Er sah sie aus kalten, fremden Augen an. „Warum hast du mich belogen! Wieso habt ihr mir eingeredet, daß sie ihn freisprechen würden — weil er doch unschuldig ist! Unschuldig!“ Er schrie es hinaus.
 Wanda fühlte, wie kaltes Entsetzen über sie herfiel. „Wie — wie ist das Urteil?“ preßte sie heraus.
 „Zehn Jahre Zuchthaus“, sagte Lorenz Darrandt. „Das heißt: Lebenslanglich für den alten Mann.“
 „Lorenz —“, sagte Wanda.
 Er riß sich los von ihr. „Geh nach Hause — laß mich allein!“ Sie klammerte sich an ihn. „Wo willst du hin?“ Er blieb stehen. „Keine Angst“, sagte er. „Nur meinen Bruder fragen, wie man damit leben kann —.“ Seine Stimme wurde schneidend: „Oder weißt du's...?“

*

Als Wanda in ihr Zimmer kam, saß Dr. Darrandt am Fenster. Er hatte noch immer ihre Wohnungsschlüssel gehabt, von damals, vom erstenmal, seit dieser grauenhaften Nacht.
 Er sah müde und alt aus. „Wo ist mein Bruder?“ fragte er.
 „Zu Ihnen gegangen...“
 Sein Gesicht spannte sich plötzlich wieder. „Gott sei Dank!“ sagte er und erhob sich erleichtert, wollte zur Tür.
 Wanda hielt ihn zurück. „Warum waren Sie nicht da!“ Ihre Stimme zitterte. „Lassen Sie ihn nicht allein! hatte ich Sie gebeten. Ich kann ihn nicht halten! hatte ich gesagt...“

Dr. Darrandt schüttelte sie ab. „Was verlangen Sie noch von mir? Sollte ich mich auch noch vor Gericht der Gefahr aussetzen, daß mein Bruder —“, er zögerte, — „die Nerven verliert?“ Er ging zur Tür. „Ich habe meine Schuldigkeit getan! Ich habe Sie gewarnt! Wenn Sie versagt haben...“
 Wanda wich zurück vor diesen Worten, tastete nach einem Halt. Darrandt sah es, ohne eine Regung zu spüren.
 „Ich habe getan“, flüsterte das Mädchen, „was Sie wollten, ihn belogen, mit einer Hoffnung belogen...“
 „Doch nur um seinetwillen —!“ Die Worte zuckten auf Wanda zu wie Peitschenhiebe.
 „Nein!“ sagte Wanda. „Nicht nur. So wenig wie Sie! Ich wollte ihn haben, hören Sie: für mich!“
 „Dann halten Sie ihn um Gottes willen zurück, ehe —“
 „Womit denn, Herr Doktor —“ Ihre Stimme klang hohl. „Womit denn noch?“ Sie ließ ihre Hände über ihren Körper gleiten. „Nur damit?“ fragte sie. „Jetzt, wo er mir nicht mehr glauben kann? Und daran sind Sie schuld, Herr Doktor!“
 „Ich habe ihm nur helfen wollen!“ verteidigte sich Darrandt. Dann redete er sich in Wut hinein: „Sie haben ihn doch hineingerissen, vergessen Sie das nie!“ Aus seinen Augen sprang Haß.
 „Es wäre nie soweit gekommen, wenn es Sie nicht gegeben hätte!“
 Sie starrte Dr. Darrandt an. Dann begriff sie, erfaßte den Sinn und die halbe Wahrheit dieser Anklage, so simpel sie war und so dumm. Darrandt warf die Tür hinter sich ins Schloß.
 Und etwas zerbrach in Wanda. Es war, als wäre ein Gefäß zersprungen, und nun entströmte alles, was ihr Hoffnung gegeben hatte. Ihre Jugend, ihr Glück und die Kraft, an sich zu glauben.
 Einen Moment lang war sie wie betäubt gewesen. Sie hatte Darrandts Schritte unter ihrem Fenster gehört: ein gleichmäßiger, hämrender Takt. Die Schritte schienen sich nicht zu entfernen, nur schneller wurden sie, hastiger. Es waren die Schläge ihres Herzens.
 Plötzlich sprang ein Gedanke in ihr auf.
 Er ließ sich nicht wieder fortwischen. Er blieb und nahm von ihr Besitz.
 Sie rannte zur Kommode. Riß einen Schreibblock aus der Schublade, in die sie auch die Pistole versteckt hatte, damals in dieser Nacht.
 Und sie begann zu schreiben.
 Sie klagte sich des Mordes an.
 Sie fand ein Kuvert, frankierte es, schrieb die Adresse.
 „An die Staatsanwaltschaft“, schrieb sie in einer steilen akkuraten Handschrift.
 Dann warf sie den Brief in den Postkasten. Es war bereits dunkel inzwischen.
 Lorenz Darrandt hockte am Schreibtisch, als sein Bruder ins Arbeitszimmer kam.
 Meinung stand gegen Meinung. Vernunft gegen Gewissen.
 „Aber — denkst du nicht an Wanda?“ fragte Dr. Darrandt schließlich, als er spürte, daß mit Logik nichts mehr zu erreichen war. „Du kannst sie vor Gericht nicht schützen vor dem Schmutz, der dann ans Licht kommt, vor aller Augen. Vor Augen, die kein Mitleid kennen, keine Menschenwürde — nur Sensation. Mein Gott, nimm doch Vernunft an.“
 Lorenz Darrandt schwieg.
 „Warum hast du diesen Kerl denn umgebracht?“ Dr. Darrandt sprach, als hielte er ein Plädoyer. „Um sie vor diesem Schmutz zu bewahren! Und dem willst du sie jetzt wieder aussetzen — um dein Gewissen zu erleichtern...?“ Dr. Darrandt beantwortete die Frage selbst. „Nein“, sagte er.
 Es war mehr als ein Gespräch, es war ein Kampf, der mit ungleichen Waffen geführt wurde.
 Dr. Darrandt bestritt, daß es eine ausgleichende Gerechtigkeit gäbe. Und gerade der Glaube daran hatte Lorenz während der zehn Jahre in Rußland aufrechtgehalten: „Vielleicht, habe ich mir damals gesagt, kommt ein Teil der

Schuld aus der Welt — irgendeines Menschen Schuld. Wenn ich dafür büße — und wenn das der Sinn dieser zehn Jahre war...“
 „Nein“, unterbrach ihn Dr. Darrandt, „das war, das ist sinnlos, Lorenz!“
 „Meinst du?“ Lorenz sprach ruhig und leidenschaftslos. „Jedenfalls hat es mir geholfen, über gewisse Dinge hinwegzukommen — Dinge zwischen uns, Ludwig...“
 „Zwischen uns?“
 „Ja“, sagte Lorenz und sah seinem Bruder in die Augen. „Ich wollte nie darüber sprechen, aber —“
 „Also?“
 „Als man mich entließ in Rußland“, sagte Lorenz Darrandt, „da habe ich noch einmal gefragt: Wofür — wofür das alles?“ Da hat man mir eine Liste gezeigt mit Namen von — Schuldigen. Da stand auch meiner. „Doktor L. Darrandt, Hamburg“ stand da.“ Er ließ seinen Bruder nicht aus den Augen. „War das mein Name, Ludwig?“ fragte er dann. Er fragte leise, ohne Vorwurf, ohne Schmerz.
 Dr. Ludwig Darrandt verfärbte sich. „Ich“, er stockte, „ich bin mir keiner Schuld bewußt — ich — Lorenz! Willst du damit sagen —“
 „Nichts“, flüsterte Lorenz. „Nichts will ich damit sagen —“
 Er ging zur Tür.
 Die Frage seines Bruders hastete hinter ihm her: „Wo willst du hin, Lorenz?“
 „Zu Wanda.“ Lorenz Darrandt schaute nicht zurück. „Jetzt können wir ja leben — falls du recht hast.“

*

Wandas Wohnung war unverschlossen. In ihrem Zimmer brannte Licht. Sie hockte zusammengekauert in einer Ecke des Zimmers. Sie war tot.

*

Als Dr. Ludwig Darrandt die Treppe zum oberen Stockwerk hinaufging, um

schlafen zu gehen, langsam, mit schleppenden Schritten, schlug die Standuhr in der Halle fünfmal.
 Fünfmal dieser scheppernde, tiefe Gong.
 Dr. Darrandt blieb stehen. Eine plötzliche, unheimliche Unruhe stürzte über ihn her. Es gelang ihm nicht, sie abzuschütteln.
 Wie unter einem Zwang, einer unerklärlichen Angst, die stärker war als er, machte er kehrt. Rannte durch die Halle. Zur Tür. Riß den Mantel vom Haken, jagte hinaus zu seinem Wagen.
 Der Nebel hatte sich gelichtet. Ein feiner, leiser Sprühregen wehte durch die Straßen. Darrandt stellte den Wagen außerhalb des Hafenviertels ab, ging das letzte Stück zu Fuß — wie damals.
 Er klopfte an Wandas Fenster. Es rührte sich nichts. Er tastete sich den Flur entlang. Er fand das Schlüsselloch diesmal nicht sofort.
 Dann stand er in Wandas Zimmer. Schaltete das Licht ein.
 Lorenz lag neben Wanda im Bett. Die Pistole war auf den Fußboden gefallen.
 Auf dem Tisch lag ein engbeschriebenes Blatt Papier.
 „Ich, Lorenz Darrandt“, stand dort, „bekenne hiermit meine Schuld an dem Mord, für den ein anderer unschuldig —“
 Dr. Ludwig Darrandt griff nach diesem Papier. Zerknüllte es. Steckte es in die Tasche.
 Schon im Laufen löschte er das Licht.
 Er rannte noch, als hinter ihm das flatternde Licht der Straßenlaterne vor Wandas Haus bereits ein winziger, gelber Punkt geworden und fast im grauen Dämmern des neuen Tages aufgegangen war.

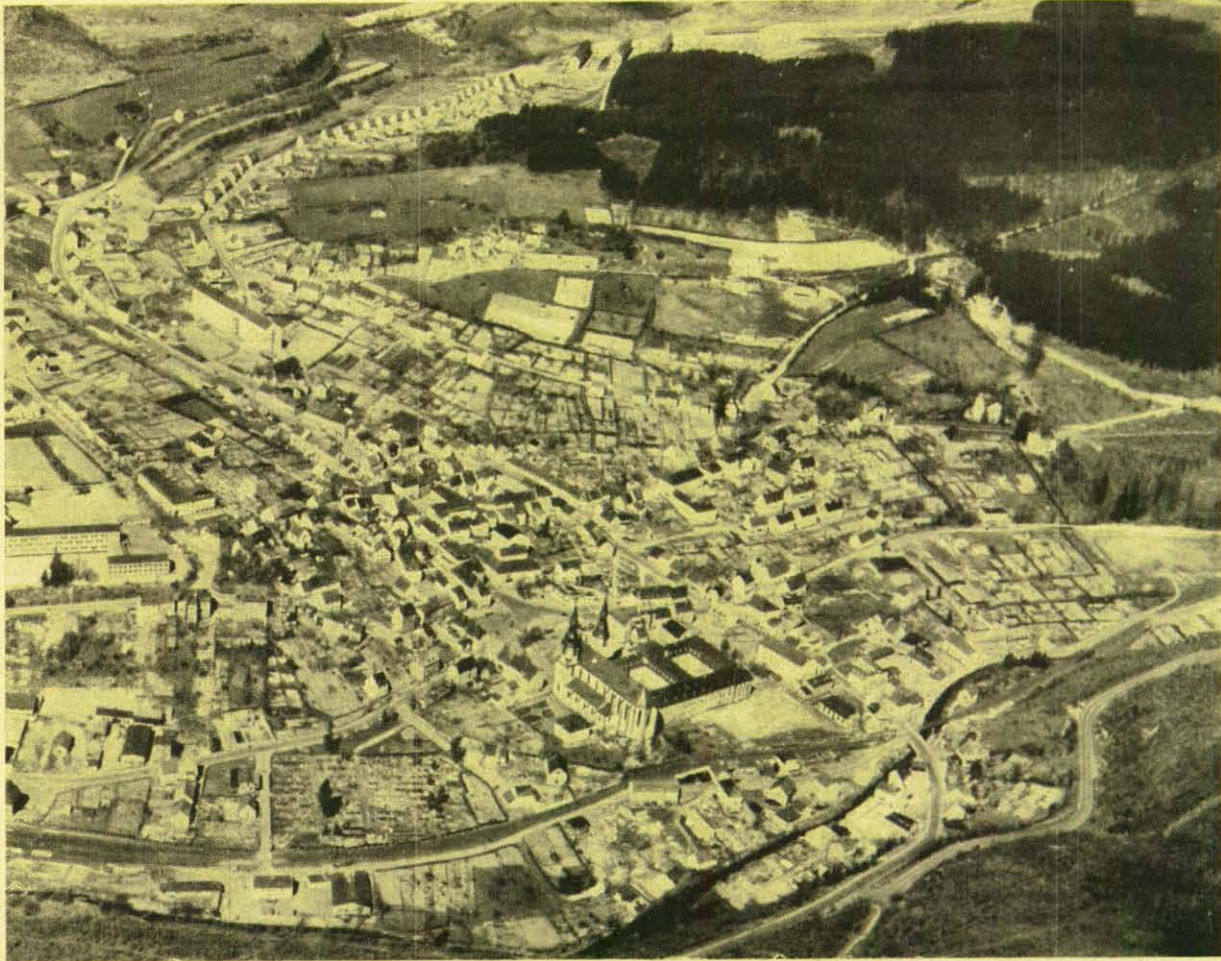
ENDE



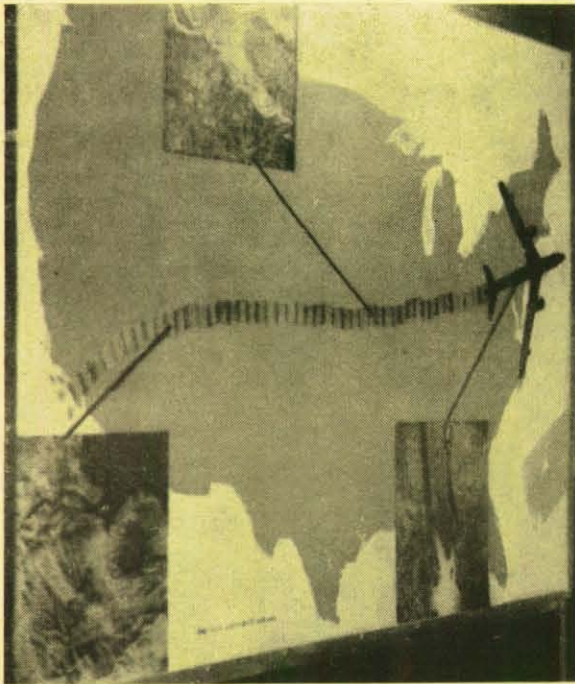
Zwei Welten begegnen sich im Treppenhaus des Gerichtes. Straivertheidiger Ludwig Darrandt (O. E. Hasse) versucht das Mädchen Wanda (Ulla Jacobsen) abzuschleichen.

Luftinspektion für den Frieden

Obwohl man in der letzten Zeit wieder sehr viel über den Plan des amerikanischen Präsidenten Dwight D. Eisenhower liest und hört, der unter der Bezeichnung „Offener Himmel“ bekannt wurde, können sich die meisten Menschen keinen rechten Begriff machen, was es mit diesem Plan auf sich hat. Das Amerikahaus Koblenz hat deshalb eine Ausstellung veranstaltet, die der Bevölkerung einen Einblick in die technischen Voraussetzungen und die Inspektions-Möglichkeiten geben soll. Es hat diese Ausstellung in enger Zusammenarbeit mit dem 10. Taktischen Luftaufklärungsgeschwader der US-Luftwaffe, das in Spangdahlem in der Eifel stationiert ist, zusammengestellt.



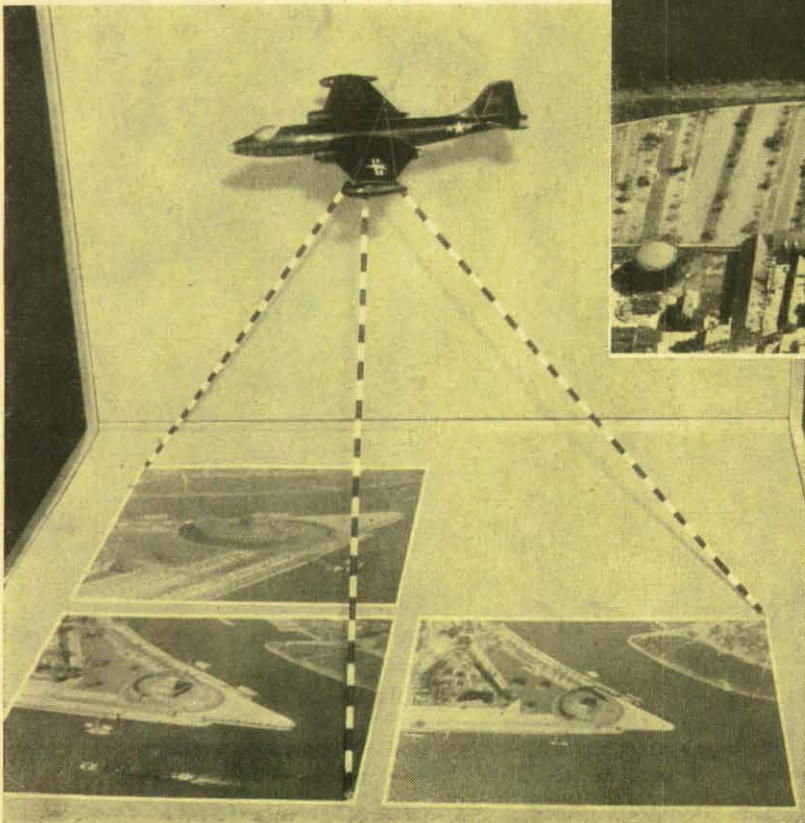
Das Eifelstädtchen Prüm aus der Luft fotografiert. Jedes einzelne Gebäude, so klein es auch erscheinen mag, ist genau zu erkennen. Wenn man nun Ausschnitte stark vergrößern würde, könnte selbst ein Laie Einzelheiten erkennen. Fachleute hingegen, die auf das Auswerten solcher Aufnahmen spezialisiert sind, entdecken die erstaunlichsten Dinge.



Ein Aufklärungsflugzeug überfliegt die Vereinigten Staaten von der West- zur Ostküste. Der Weg wird auf dieser Tafel veranschaulicht. Bei dem Non-Stop-Flug kann ein Gebiet von etwa 4300 km Länge und über 780 km Breite in einer Zeit von nur vier Stunden auf den Film gebannt werden.

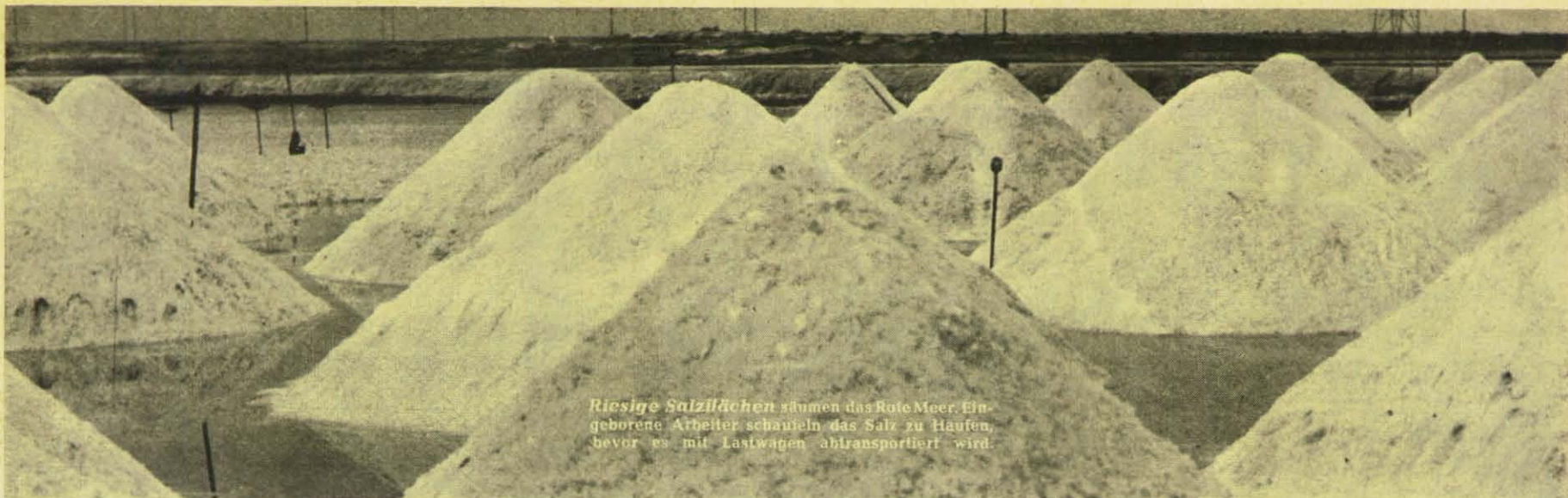


Ein guter Wein wächst an den Schieferhängen um das Moselstädtchen Berncastel. Das können Experten aus einer solchen Luftaufnahme ersehen. Wieviel mehr würde jede militärische Bewegung, Truppenzusammenziehung oder Veränderung für sie zu erkennen sein!



◀ Dieses Modell veranschaulicht den Flug eines Aufklärers über das „Deutsche Eck“ in Koblenz. Aus drei verschiedenen Spezialkameras wurde gleichzeitig fotografiert. Die fertigen Fotos zeigen verschiedene Perspektiven. Spezialinstrumente helfen dem Auswerter der Bilder.

Ein entscheidender Schritt zur allgemeinen Entspannung wäre getan, wenn die ganze Welt einer Luftaufklärung auf Gegenseitigkeit unterzogen und wie hier unsere Heimat dem unerbittlichen Auge der Kamera preisgegeben würde. Vergleiche auch unsere große Bildreportage zu diesem militärpolitischen Thema „Luftaufklärer über Ost und West“ in der ZB Nr. 4/1957.



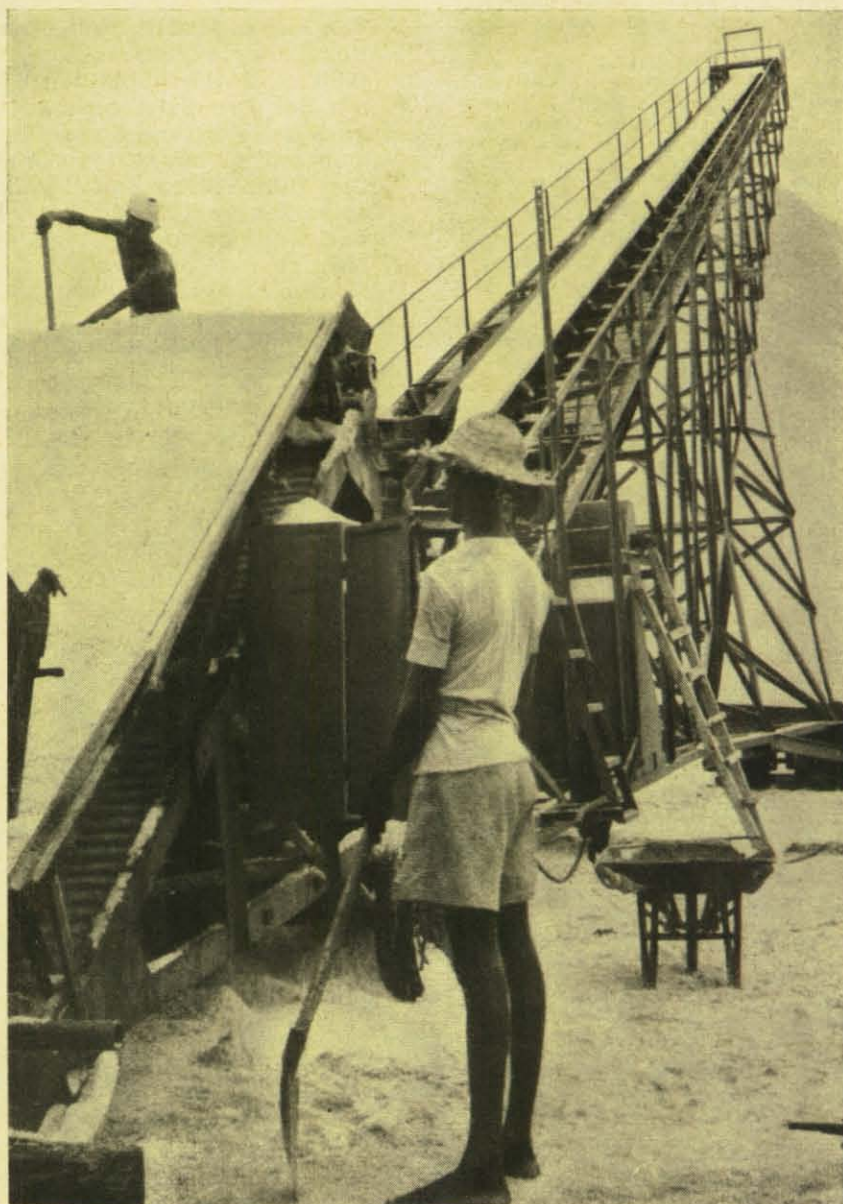
Riesige Salzflächen säumen das Rote Meer. Eingeborene Arbeiter schaufeln das Salz zu Haufen, bevor es mit Lastwagen abtransportiert wird.

Schwarze Männer - WEISSES SALZ

Jeder, dem es an Salz fehlt, um sein Sonntagssteak schmackhaft zu bereiten, sollte nach Massaua fahren. Wo dieser Ort liegt? Nur einige tausend Kilometer entfernt am Roten Meer. Ein Rezept für die Zubereitung des Steaks wird man von den Eingeborenen dort nicht erhalten können. Aber eins können sie geben: Salz. Und sie können auch zeigen, wie man es aus dem Meer gewinnt, denn damit verbringen sie die meiste Zeit ihres Tages, damit verdienen sie ihren Lebensunterhalt. Salz gibt es doch auch hier in Hülle und Fülle, man kann es doch in jedem Lebensmittelladen kaufen. Selbstverständlich! Aber sind Sie sicher, ob es aus Massaua ist? Und darauf kommt es ja an!



Mit der Hand gesiebt wird ein Teil des Salzes, bevor es zur Weiterverarbeitung in die Fabrik kommt. Die Salzgewinnung aus dem Roten Meer ist die Hauptindustrie von Massaua. Obschon das Gebiet heute wieder zu Äthiopien gehört, liegt die Nutzbarmachung des Meeres-Salzes noch immer in den Händen einer italienischen Gesellschaft.



Mit großen Förderbändern wird das Salz am Gewinnungsort in die wartenden Loren transportiert. Die Männer schaufeln es auf die Bänder, die die winzigen weißen Kristalle in einer Art von Stafetten- oder Relaisystem in die Fahrzeuge fließen lassen. Die jährliche Produktion der Salzindustrie am Roten Meer beträgt heute bereits etwa 100 000 Tonnen.



30 cm dick ist die Salzschrift an den meisten Stellen. Das Salz wird aus dem Meer durch Überfluten ebener Flächen gewonnen. Dann gibt man der Sonne Gelegenheit, das Wasser auszutrocknen. Und bei der dort herrschenden Hitze geht dies sehr schnell. In der Mittagspause haben die schwarzen Arbeiter ein Bad in Süßwasser dringend nötig.

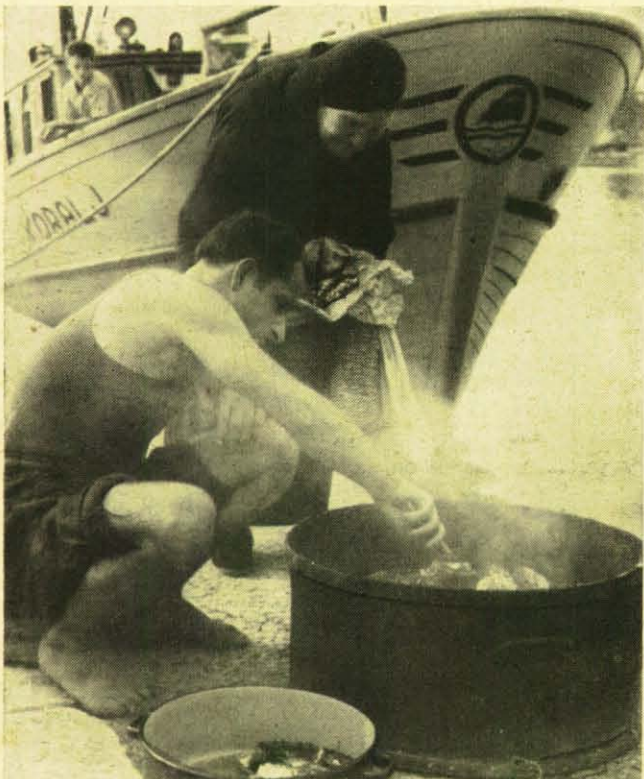
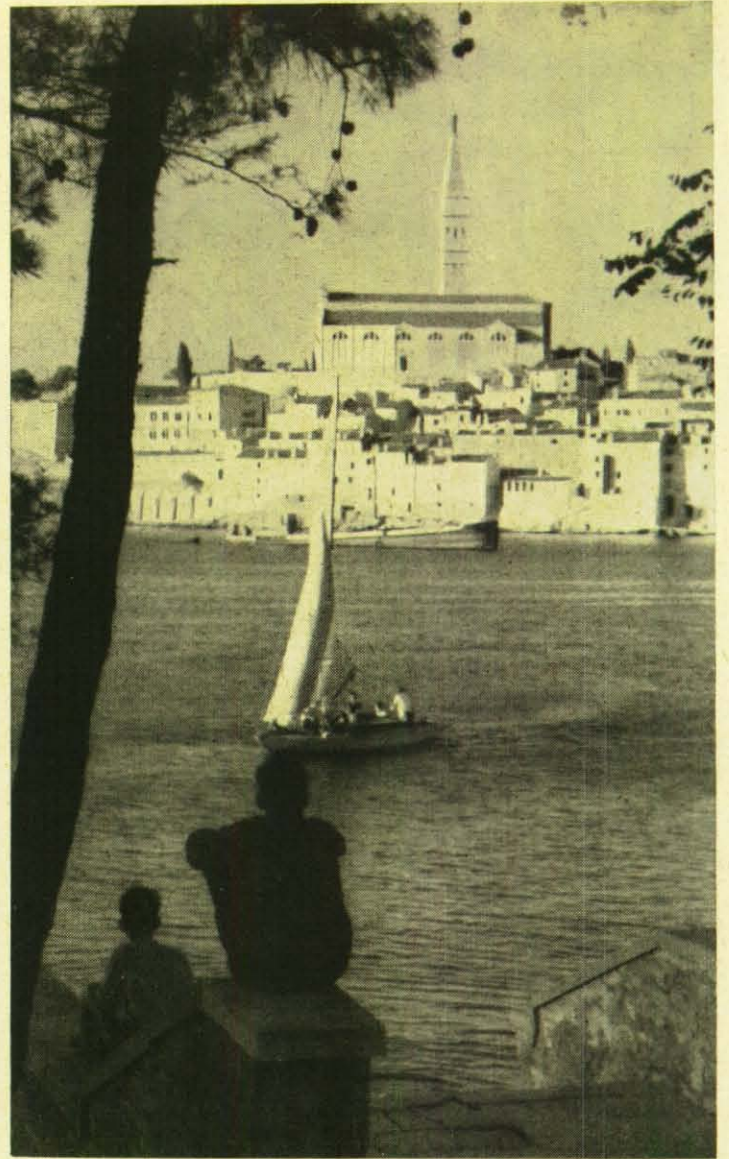
ZB-Urlaubs-Tip:



Romantisches Gemäuer, uralte Pinien und in der Ferne eine kleine, unbewohnte Insel. So schweift der Blick vom Kirchhügel der Insel Rovinj über das ewig blaue Meer. Die winzige Felseninsel hat den merkwürdigen Namen: „7 Haare.“ Er rührt von sieben riesigen Pinien her, die sich deutlich gegen den Horizont abheben. Als vor einiger Zeit einer der Bäume unter der Last der Jahre zusammenbrach, pflanzte man sofort wieder einen neuen, damit die Insel ihren Namen zu recht führe. Wenn einem Erholungssuchenden selbst das einfache Leben auf Rovinj zu betriebsam ist, dann kann er unter den „7 Haaren“ völlige Einsamkeit finden. Mit einem Ruderboot sind es nur ein paar Minuten bis zu dem Felsen. Gute Schwimmer können auch ohne jedes Fahrzeug zu dem einsamen Eiland gelangen. Es ist ein ideales Gebiet für Unterwasserjäger.

Von Jahr zu Jahr wird die Schar der Reiselustigen immer größer. Damit hat ein Wettlauf begonnen nach ständig neuen Erholungsplätzen für die geplagten Großstädter. Reiste man früher nur mit der Eisenbahn oder mit dem Omnibus, so kommt heute noch das Flugzeug hinzu. Die Entfernungen schrumpfen zusammen, und es bleibt dadurch die Zeit zu gründlicher Erholung. Die Folge dieses anschwellenden Stromes Reiselustiger ist selbstverständlich, daß man kaum noch einsame Orte findet. Und wenn es noch solche Oasen der Stille gibt, sind sie dann nicht so weit entfernt und teuer, daß ein gewöhnlicher Sterblicher es sich nicht leisten kann? Die ZB hat für ihre Leser eine winzig kleine Mittelmeerinsel ausfindig gemacht. Sie heißt Rovinj und liegt in der Adria vor der jugoslawischen Küste. Von München kostet eine neuntägige Gesellschaftsreise dorthin mit Fahrt, Unterkunft und Verpflegung ganze 130 DM.

Mit dem Segelboot auf das freie Meer hinauszufahren oder einen ganzen Tag lang zwischen den unzähligen kleinen Inseln und Inselchen der blauen Adria zu kreuzen — auch das gehört zu den unvergesslichen und gar nicht kostspieligen Ferienfreuden unseres Urlaubsparadieses. Hier schaukelt der Segler vor dem imposanten Bild des Hafenstädtchens Rovinj, das von dem Campanile der Kirche, die der hl. Euphemia geweiht ist, überragt wird. Hier gibt es keine Hast. Die Ruhe und die Gelassenheit der Inselbevölkerung sind geradezu sprichwörtlich. Einem Menschen aus der Großstadt freilich mag diese Langsamkeit vielleicht zuerst auf die Nerven gehen. Mit der Zeit aber erkennt er, wie wohltuend sie ist. Erst wenn man gelernt hat, den Zeitbegriff der Einheimischen zu seinem eigenen zu machen, erlebt man wirklich erholsame Ferien vom Ich.



Frutti Di Mare kann man am Hafen frisch vom Rost kaufen. Jede Nacht fahren die Fischer aus, um erneut ihre Netze auszuwerfen. Alessandro, der hier die Meerestiere brät, ist einer von ihnen.



Sonnenuntergang am Meer. Die Dämmerung ist die Zeit der Fischer. Wer den Fischfang nicht gewerbmäßig betreibt, der fängt sich wenigstens die Portion für seine Familie selber. Denn das Fisch ist das Schöne: Die Fische gehören allen. Man braucht hier — nicht wie bei uns — eine besondere Erlaubnis, um sie zu fangen.

Rovinj

im blauen Meer



Ein zünftiges Hauszelt für eine oder auch mehrere Personen ist manchmal noch beliebter als ein Hotelzimmer mit fließendem Wasser. Aber es ist doch lästig, ein so großes Zelt auf dem weiten Weg mitzuschleppen, werden Sie sagen. Keineswegs! Die Zelte sind bereits an Ort und Stelle und können gegen eine geringe Gebühr bezogen werden. Selbstverständlich gibt es in der Nähe des Camping-Platzes auch eine Pumpe, die Trink- und Waschwasser spendet. Was die Verpflegung betrifft, so bleiben zwei Möglichkeiten: entweder man geht ins Hotel oder man kocht selbst.



Ein moderner Camping-Platz direkt am Meer. Sonne, Wein, Musik und süßes Nichtstun sind die Vorstufe zu irdischer Glückseligkeit. Der Strand bietet viele Abwechslung. Wer gerne an der Steilküste schwimmt und auch diejenigen, die Sandstrand bevorzugen, kommen hier voll und ganz auf ihre Kosten.

Die Catharina-Band spielt oft an den warmen Abenden zum Tanz. Auf dieser wundervollen Terrasse, die direkt über dem Wasser liegt, tanzt es sich gut. Hier finden sich Einheimische und Touristen ein. Die Südländer sind von Natur aus temperamentvolle, gute Tänzer. Sie brauchen keine Tanzschule zu besuchen.





Lustig geht's zu beim Plattler-Ballett! Es setzt sich aus kleinen Buben und Mädchen zusammen, die von überallher zusammengekommen sind, um sich von einem zünftigen Tanzmeister die Kunst des vorschriftsmäßigen Schuhplattlens beibringen zu lassen. Das ist gar nicht so einfach. Und oft wollen die kleinen Füße nicht so, wie sie sollen. Aber Ausdauer siegt. Und schließlich „drahn“ sich die Madeln wie der Wirbelwind, und die Burschen patschen kräftig auf Schenkel und Schuh, hüpfen und springen, so wie es der Brauch seit alters vorschreibt.

Wo es schnackelt und kracht!
**Kleine Leute -
 schneidige Plattler**



Zum Einzelunterricht ist hier der kleine Sepp angetreten. Die Musik spielt auf, für ihn ganz allein, und sein Lehrer zeigt ihm, wie man es machen muß, daß es so richtig „schnackelt“ und „kracht“ bei diesem Volkstanz.

Der Schuhplattler ist ein Volkstanz im Dreiviertel-takt und aus Oberbayern wegzu-denken. Er hat seinen Ursprung in der Auerhahn-balz. Das behaupten Leute, die es wissen müssen. Und dies ist sein Verlauf: Mit fliegenden Röcken dreht sich das „Deandl“ um seine eigene Achse. Der „Bua“ umkreist indes die Tänzerin, wobei er mit den Füßen stampft, im Takt der Musik mit den Händen auf Gesäß, Schenkel, Knie und Absätze schlägt und dazu Juchzer ausstößt. Bedingung ist: Zünftig muß es zugehen! Das heißt, er und auch sie sollen die vielfältigen Regeln dieses urwüchsigen Tanzes bis zur kleinsten Geste beherrschen. Woraus sich ergibt: Schon die Kleinsten der Kleinen müssen sich an Werk machen und ihn erlernen, diesen Tanz, der zu den schönsten überhaupt gehört.



„Da, derist amal beißen!“ sagt das Lenerl hier zum Sepp, weil er sein Sach so gut gemacht hat. Und der schnappt sich gleich ein ordentliches Stück. „Denn Bananen sind besser als jede Maß Bier“, meint er — heute noch.



Wenn dann die Dorfmusik zum Tanz aufspielt, machen alle mit, Große und Kleine. Sorgfältig befolgen sie die strengen Regeln und Vorschriften, die sie ja frühzeitig genug erlernt haben. Manche Burschen bringen es darin schon im jugendlichen Alter zur Meisterschaft, was ihnen nur die Bildung im Schuhplatteln gehört nun einmal zur allgemeinen Bildung in Oberbayern und wird hoch gewertet. Darum schließt sich auch so leicht niemand aus.

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

2. Fortsetzung

Wohin er reisen wolle. — Nach Castagnola bei Lugano natürlich, wo er ein Haus besitze, zu dem alten Diener Jean, der ihn erwarte, um seine Urlaubstage zu betreuen. — Was er in Deutschland getrieben. — Das bekunde sein Journalistenausweis, sein Paß, die Briefe und Manuskriptzweitschriften, die er besitze. — Und ob er wieder zurückkommen wolle nach Deutschland, wie es damit sei. — Ja, selbstverständlich kehre er zurück, ein Auslandskorrespondent müsse immer dorthin, wohin die Pflicht ihn rufe; Frontbewährung sei das im Dienste des internationalen Nachrichtenverkehrs, dem er sich verschrieben habe. — Ja, alles war überlegt. War auch wirklich alles überlegt? —

Arnold verstaute die Sachen im Koffer. Hatte er alles überlegt? — Er trat sinnend an das offene Fenster und sah hinaus. Auf der Straße flutete das Leben gleichgültig dahin. Nichts Außergewöhnliches geschah in dieser kleinen Stadt. Der Himmel war verhangen, das Pflaster war feucht, und es schien, als stünde neuer Regen in Aussicht. Er kehrte um, griff nach dem Mantel und dem Hut und ging zur Türe. Dann ging er nochmals zurück und nahm das Päckchen, das er am Abend hergerichtet hatte.

Unten stand der Hotelier und grüßte. „Gut geschlafen, Herr Rollé?“

„Ja, ausgezeichnet. Fast verschlafen. Kann ich noch Kaffee bekommen oder Tee?“

„Freilich; gehen Sie nur hinein.“

Arnold betrat den Speiseraum. Er bestellte Kaffee, Brot und Butter. Er hatte noch Buttermarken, so daß er sich's leisten konnte, schon am frühen Morgen Brot und Butter zu essen. Als er eine halbe Stunde warten mußte, wurde er nervös. Er blätterte in einer Zeitung, Großangriff auf Hamburg, las er da; vorbildliche Haltung der Bevölkerung auch in der zweiten Nacht; Flächenbrände, aber kriegswichtige Anlagen nicht getroffen.

Arnold legte das Blättchen neben sich. Als der Kaffee vor ihm stand, war ihm alles zuwider. Er strich Butter auf das Brot und aß es schnell. Als die Tasse leer war, war er froh.

Er sah auf die Uhr. Neun Uhr morgens. Noch sechs Stunden. Er stand auf, zog den Mantel an und wollte zahlen. Frühstück ist im Übernachtungspreis inbegriffen. Gut, schön, das Frühstück ist im Preis inbegriffen. Nun das Päckchen nicht vergessen! Er steckte es in die Manteltasche. Den Hotelier fragte er, ob er bis zwei Uhr sein Zimmer behalten dürfe.

„Bis zwei Uhr? Ja, bis zwei Uhr. Ach so, Sie reisen heute wieder ab!“

„Ja, ich reise heute.“

„Wohin noch heute?“

„Bis Zürich“, erwiderte Arnold und sagte: „Guten Morgen!“

„Guten Morgen“, erwiderte der Kleine und wandte sich gleichgültig ab. Es tat Arnold wohl, daß der andere sich gleichgültig abgewandt hatte. Auch auf der Straße waren lauter gleichgültige Gesichter. Vom tiefen grauen Himmel fielen wieder Regentropfen. Arnold fragte nach einem Bankinstitut. Man zeigte ihm den Weg. Bei der Filiale der Deutschen Bank trat er ein und fragte an einem Schalter, ob er einen Safe haben könne; er sei Schweizer und möchte etwas hinter-

An seinem letzten Urlaubstag erlebt der deutsche Frontsoldat Arnold Heim in Hamburg einen schweren Bombenangriff. Dabei werden sein bester Freund, der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, und das Mädchen Anne Walter — beide hatte er nur für kurze Zeit zur Erkundung eines Unterstandes verlassen — getötet. Als Heim dem Wärter des Friedhofs, der die Bestattung der beiden Toten übernehmen will, die Papiere seines Freundes und seine eigenen dazu übergibt, kommt es zu einer folgenschweren Verwechslung. Der alte Mann trägt nicht den Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, sondern den deutschen Fronturlauber Arnold Heim in sein Totenregister ein. Noch ganz verwirrt von all dem, was geschehen ist, macht sich Arnold Heim mit den Ausweisen seines toten Freundes auf die Fahrt zur Schweizer Grenze. Seinen Papieren nach ist er nun Schweizer Staatsangehöriger. Er will daher versuchen, in die Schweiz zu gelangen. Darum verläßt er in Lindau den Zug, nimmt dort in einem Hotel ein Zimmer und prägt sich all das ein, was er jetzt und auch später aus dem Leben seines Freundes wissen muß.

legen... Dann mietete er ein Schließfach, zahlte den Preis für zwei Jahre voraus und legte sein Päckchen in den Safe. Dann ließ er sich einen Briefumschlag geben, tat den größten Teil seines deutschen Geldes hinein und legte ihn ebenfalls in den Safe. Ohne das Päckchen fühlte er sich erleichtert. Den Schein, den er bekam, steckte er in eine Seitentasche seiner Hose. Nachher fragte er, wieviel Schweizer Geld er für die Reise bekomme. Er brauche etwas, bis er in Lugano sei. Der Beamte gab ihm für 10 Mark siebzehn Franken und schrieb das in den Paß. Arnold nahm das Geld und steckte es ein.

Als er die Straße betrat, regnete es. Er setzte sich in ein kleines Café und sah durch die Scheiben ins Freie. Das war langweilig. Unruhe erfüllte ihn jetzt stärker. Immer wieder sah er auf die Uhr. Um elf Uhr hörte es zu regnen auf. Er verließ das Lokal und wanderte in den Straßen herum. Um zwölf Uhr ging er zum Bahnhof und las nochmals genau den Fahrplan, so ängstlich war er geworden. Um vierzehn Uhr dreißig kam der Zug aus München. Um fünfzehn Uhr fuhren vom selben Bahnsteig die Wagen nach St. Margrethen ab. Ja, da gab es keinen Irrtum mehr.

Jetzt besaß er noch die Marken für fünfzig Gramm Fleisch. Er ging in die Bahnhofsgaststätte und bestellte etwas, was er ohne Appetit verzehrte. Später ging er ins Hotel, bezahlte und holte seinen Koffer.

„Gute Reise!“ wünschte der Hotelier.

„Danke, und viel Glück; hoffentlich haben Sie vor den Fliegern Ruhe!“

„Ja, das wäre schon recht“, wurde ihm erwidert.

Dann ging er auf die Straße. Am Bahnhof war er viel zu früh. Seine Unruhe steigerte sich. Wenn er nur etwas zu rauchen hätte. Aber er hatte nichts zu rauchen. Er dachte: Noch eine Stunde. In einer Stunde begannen die Räder zu rollen, dann ging es über die ehemalige österreichische Grenzstadt Bregenz nach Lustenau. Er stellte sich vor die Landkarte der Reichsbahn und besah sich den Weg, der im Halbkreis um den Ostzipfel des Bodensees führte. Der Schweizer Grenzort St. Margrethen war noch auf der Karte. Anschließend wurde sie weiß und leer...

Auf dem Bahnhof wurde es lebendig. Einige Züge kamen an. Ein Verwundetentransport wurde auf ein Nebengeleise geschoben. Krankenschwestern liefen aufgereggt hin und her. Es wurde halb drei Uhr. Mit zehn Minuten Verspätung kam der Münchener Schnellzug an. Wieder füllte sich der Bahn-

steig. Die meisten Reisenden stiegen aus. Nur einige blieben in den zwei Wagen, auf denen Bregenz, Lustenau und St. Margrethen stand.

Arnold stieg ein. Die Unruhe wich. Eine dumpfe, fast wohlthuende Spannung erfüllte ihn. Sonst nichts. Er hatte in Naudeaus Koffer mausgraue Wildlederhandschuhe gefunden. Die zog er an. Den Mantel hängte er an einen Haken neben sich. Er hatte einen Fensterplatz und sah, während die Wagen umrangierte wurden, in die wolkenverhangene Landschaft hinaus. Ruhig saß er in der Ecke, die schwarzen Haare sorgfältig gescheitelt, die Augen unter den dicken Brauen den Scheiben zugewandt, mit übereinandergeschlagenen Beinen: das Bild eines gepflegten Mannes, eines Herrn, der den Fahrschein in die Schweiz in der Tasche hat und der nichts zu tun hat mit den Roten Kreuzen, mit den Uniformen, mit der Hast und Unruhe und dem Leid, das alles unsichtbar umgibt. Er blieb in seinem Abteil allein.

Um drei Uhr fuhren sie ab. Regen schlug an die Scheiben. In Bregenz hielten sie fünf Minuten lang. Dann fuhren die zwei Wagen weiter. Ein Beamter in Zivil kam herein, grüßte und bat um den Paß. Arnold zog die Handschuhe aus, holte die Brieftasche hervor und entnahm ihr Naudeaus Paß. Der Beamte, ein blasser, junger, unauffälliger Mann, nahm ihn zu sich und ging weiter, Arnolds Herz begann jetzt heftig zu schlagen. Er fühlte sich schutzlos ohne den Paß. Es war ihm, als sei Naudeau nicht mehr bei ihm. Dabei sagte er sich, daß dies Unsinn sei, und versuchte, im vorbeigleitenden Nebelbrei ein Stück der Landschaft zu erkennen. Aber der Regendunst verhinderte jede Sicht. Er zog die Handschuhe wieder an.

Die Wagen fahren langsamer. Immer langsamer fahren sie. Ganz langsam gleiten sie dahin. Jetzt halten sie. Die Bremsen kreischen. Arnold erhebt sich von seinem Sitz, zieht das Fenster herunter und beugt sich hinaus. Er spürt sein Herz klopfen, aber er weiß auch, daß er ganz ruhig werden wird. Sobald die Entscheidung naht, ist er immer ruhig.

Er blickt nach vorn. Da steht ein langgestreckter Holzbau, von dort her kommen zwei Beamte. Er wirft den Mantel über eine Schulter, nimmt den Koffer und steigt auf den Bahnsteig hinunter. Kies knirscht unter den Füßen. Er sieht sich um. Er ist allein. Nur für ihn allein ist der lange Schnellzugwagen gezogen worden.

Inzwischen sind die zwei Beamten herangekommen. Sie grüßen. Arnold dankt und zeigt sich mit seinem Man-

tel und Koffer beschäftigt. Ein Beamter steigt in den Wagen, der andere geht neben Arnold. Aus dem nächsten Waggon steigt ein großer, lebhafter Mann und gibt einem Kofferträger Anweisungen. Er spricht deutsch mit ungarischem Akzent. Zwei riesige Koffer werden auf den Bahnsteig befördert. Arnold sieht den einzigen Mitreisenden und freut sich, daß er nicht ganz allein ist.

„Lebhafter Verkehr bei Ihnen“, spricht er den Gestapobeamten an und zieht die Handschuhe aus. Der verzieht sein Gesicht, lächelt und antwortet:

„Uns ist es recht. Hier vorn eintreten, bitte!“

Arnold betritt einen langgestreckten, lichten Raum und stellt seinen Koffer auf den Boden. Hinter einem mit Blech beschlagenen, langen Tisch stehen mehrere Beamte. Ein Seil liegt quer über dem Boden, das sonst den Raum in zwei Teile trennt. Der nächststehende Beamte winkt Arnold heran und rät:

„Wenn Sie noch Geld zu hinterlegen haben, hier am Schalter.“

Arnold dankt

„Ihren Koffer!“

Arnold hebt den Koffer auf den Tisch. Zwei Beamte nähern sich „Fangen wir an“, sagte der am jüngsten

Der deutsche Forscher Pascual Jordan erklärt: „Die Verluste in Hiroshima wären wesentlich geringer gewesen, wenn die neue Atomwaffe die Bevölkerung nicht völlig überrascht hätte. Es war am Morgen des Angriffsstages Fliegeralarm gegeben worden; aber als sich zeigte, daß sich nur drei Flugzeuge näherten, schloß man, daß es sich bloß um Aufklärer handelte und verwandelte den Fliegeralarm in die geringste Warnstufe. Die Bevölkerung hatte ihre tägliche Beschäftigung wieder aufgenommen, als die unerwartete Bombe explodierte. Wäre sie statt dessen in den Luftschutzkellern gewesen, so wären die Menschenverluste auf einen recht kleinen Bruchteil der tatsächlich eingetretenen beschränkt geblieben. Es ist sehr wichtig und dringlich, dies im Auge zu behalten. Gegenüber den gefährlichen Möglichkeiten der Zukunft hilft es nichts, wenn man so tut, als wenn sie gar nicht vorhanden wären; und völlig abwegig ist andererseits die Meinung, daß gegen Atombomben jede Schutzmaßnahme unwirksam und vergeblich wäre.“

Aussehende. Nebenan ladet der Kofferträger, ein Herkules, die Riesenkoffer des Ungarn ab.

„Ist das ihr ganzes Gepäck?“

„Ja.“

„Deutsches Geld, Devisen, Wertsachen?..“

„Nein, bis auf die siebzehn Franken.“

„Zeigen Sie mir alle Schriftstücke...“

Arnold legte Naudeaus Briefe und Manuskripte vor. Der jüngere Beamte hat ein ernstes Gesicht und liest in den Briefen und Manuskripten. Währendes werden Wäschestücke auseinandergebreitet und wieder zusammengefaltet.

„Sie sind Journalist?“ fragte der junge Mann mit knabenhaft gefährlichem Ernst und gibt die Papiere zurück.

„Ja“, antwortet Arnold.

„Schweizer?“ Die Frage wird mit halblauter Stimme gestellt.

„Ja“, antwortet Arnold gleichmütig und wischt mit einer schnellen Bewegung über den linken Armel. Es entsteht eine Pause. Dann kommt ein anderer Beamter, von denen jetzt fünf im Raum sind, mit Naudeaus Paß. Der hat eingefrorene, unbewegte Züge und fragt:

„Sie heißen Naudeau Rollé?“

„Ja.“

„Geboren am fünften Juni neunzehnhundertsieben in Oaga, Indien?“

„Ja.“

„Warum fahren Sie jetzt in die Schweiz?“ Der Mann sieht Arnold in die Augen und senkt erst den Blick, als jener die Augen nicht wendet und auf dessen Nasenwurzel starr geheftet hält.

„Urlaub, meine Herren.“

„Sie kommen aus Hamburg?“

„Ja,“ sagt Arnold und einer Eingebung folgend deutet er auf seine Augen. „Das kommt noch von Hamburg. Beinahe's nichts mehr gebowdet mit der Urlaubsreise.“ Er beobachtet, wie die Gesichter der Umstehenden Neugierde zeigen. Er schweigt. Er ist befriedigt und schweigt.

„War's schlimm in Hamburg?“ fragt einer. Die Stimmung ändert sich.

„Böse Sache!“ murmelt Arnold und wendet sich seinem Koffer zu; „beinahe wär ich mitverbrannt.“

„Das nächste Mal dürfen Sie nicht mehr so viele Papiere über die Grenze nehmen.“ Das klingt wieder knapp und kühl. Arnold wird böse. Er freut sich, das er böse wird. Fast übertreibt er es, als er unwirsch sagt:

„Wie sonst? Ich brauche doch die Sachen. Meine Manuskripte.“ So spricht Arnold, sieht böse aus und zieht sein Taschentuch.

„Mit der Post“, erklärt der Junge barsch, „die auf der Zensurstelle haben Zeit und sind dafür da, und nicht wir. Wir sind nicht dazu!“

Arnold nickt und steckt das Taschentuch zurück. Der Beamte stempelt Naudeaus Paß, legt einen Zettel vor und bittet Arnold zu unterschreiben, daß er versichere, keine Devisen bei sich zu haben. Arnold unterschreibt mit den deutlichen Schriftzügen Naudeau Rollé. Der Beamte vergleicht die Unterschriften und gibt den Paß zurück. Arnold steckt ihn ein. In der Brust kitzelt schon Freude. Da sagt ein Beamter, dessen pausbackiges Gesicht Arnold gefällt:

„So, jetzt kommen Sie noch mit mir!“

Arnold folgt ihm bis zum anderen Ende des Raumes, wo mehrere Holzkabinen wie in einer Badeanstalt nebeneinander stehen. Der Mann öffnet eine, knipst das Licht an, sie treten hintereinander ein. Arnold lächelt. Der Beamte sagt, ohne ihn zu berühren:

„Ziehen Sie bitte Ihre Jacke aus.“

Das Holz der Kabine ist gelb und hell im Licht.

Arnold zieht die Jacke aus. Der andere nimmt sie und tastet sie ab.

„Danke,“ sagt er einfach, „ziehen Sie sich wieder an.“

Arnold wundert sich, wie schnell und einfach alles geht.

„So, jetzt sind Sie fertig.“ hört er, und es rauscht in seinem Kopf.

„Danke,“ sagt Arnold und fühlt ein so starkes Gefühl der Freude, daß es seine Kehle schnürt. Er bemüht sich, gleichgültig zu erscheinen und nicht zu lächeln. Sein Koffer ist schon zugeklappt. Er nimmt ihn und fragt, ob er nun gehen könne.

„Ja, Sie sind fertig,“ wird ihm bedeutet. „Der Zug geht in dreißig Minuten ab.“

„Sind es die Wagen, die da draußen stehen?“

„Ja, die sind es. In dreißig Minuten!“ Arnold grüßt und geht hinaus. Er geht hinaus, blickt sich nochmals um und sieht nur abgewandte Gesichter. Alle beschäftigt sind jetzt mit den Riesenkoffern des Ungarn. Naudeau Rollé ist fertig. Und da warten die Wagen mit den Schildern: „St. Margarethen.“

Arnold besteigt den Zug, hängt seinen Mantel an den Haken am Fensterplatz, legt den Hut ins Netz und sieht vom Schicksal verwirrt an seinen Hosenbeinen hinunter. Dann blickt er auf

die Uhr. Sein Herz jubelt. Es ist ihm, als müsse er tanzen. Aber gleich daneben mahnt noch immer die dumpfe Furcht. Dreißig Minuten sind entsetzlich lang. In dreißig Minuten kann gehen. Was bis jetzt nicht geschehen ist. Aber er ist still und beherrscht. Er sagt sich, daß es töricht sei zu denken, daß alles schon entschieden sei. Noch kommt die Schweizer Kontrolle. Aber die Schweizer fürchtet er nicht. Und die Deutschen haben keinen Verdacht geschöpft, dessen ist er nun sicher.

Wieder fällt Regen. Es ist ein stiller Regen ohne Wind. Arnold öffnet das Fenster und lehnt sich hinaus. Er riecht die Erde. Die Stimmen aus dem Zollhaus stören nicht; es sind gleichmäßige Männerstimmen; Worte fallen hier und da, und die sie sprechen sind gleichmütig.

Jetzt hört man den Ungarn. Er lacht und hat eine helle, schwingende Stimme. Er ist er, fertig; der Träger schleppt einen Schiffs-koffer heran. Bevor er ihn in den Wagen hebt, stellt er ihn atemholend auf den Bahnsteig nieder. Arnold hat Zeit, einige der vielen Hotelzettel auf dem Koffer zu lesen. Hotel Europa, Salzburg, Hotel Vier Jahreszeiten, München; Hotel

Regentropfen auf den Kies. Arnold dachte: Wenn ich nur eine Zigarette hätte. Dabei erinnerte er sich an seine siebzehn Schweizer Franken und überlegte, daß er damit bald, in einer halben Stunde schon, die besten Zigaretten der Welt kaufen konnte. Zugleich entdeckte er das Bedürfnis in sich, mit jemanden zu sprechen. Er bedauerte, daß der Ungar nicht bei ihm saß, und verwarf gleich wieder diesen Wunsch. Ganz langsam zog die Maschine an, langsam begannen die Räder zu rollen. Dann wurden sie schneller, immer schneller. Das gleichmäßige, unaufdringliche Klopfen stellte sich ein, das Arnold schon früher immer gemacht hatte, wenn es ihn im Schlafwagen in den Schlaf wiegte.

Eine Brücke überquert. Im Wasser standen mit Stacheldraht verbundene Pfähle. Die Schweizer Fahne hing naß an einer Stange. Befestigungsanlagen wurden sichtbar. Ein eisiger Schweizer Soldat, den Stahlhelm auf dem Kopf, stand neben dem Bahndamm lässig auf sein Gewehr gestützt...

Gerettet! durchzuckt es Arnolds Kopf, und er war erstaunt, wie nüchtern er beobachtete. Er zog das Fen-

ster um. Drei Beamte begannen sich mit seinem Koffer zu beschäftigen. Der Beamte, der mit ihm sprach, war ein gemütlicher Mann mittleren Alters, dessen rotes Gesicht Wohlwollen ausstrahlte.

„Haben Sie etwas zu verzollen?“

„Nein; nur gebrauchte Kleider, Wäsche, Reiseutensilien.“

„Danke.“

Die Männer faßten leicht am Rand unter den Kofferinhalt und lüpfte ihn. Sie öffneten nicht einmal die Leinwandriemen, welche die Kleider zusammenhielten.

„Das genügt“, sagten sie, „schließen Sie wieder ab.“

Arnold verschloß den Koffer und wurde belehrt, daß er nun weitergehen möge zu der Paßkontrolle dort hinter jener Tür. Er klopfte an die Tür und trat ein. Ein Beamter saß hinter einem Tisch vor Naudeaus Paß.

„Ist das Ihr Paß?“ fragte er.

Arnold sagte: „Ja.“

„Reiseziel: Lugano-Castagnola?“

„Ja.“

„Sind Sie Journalist?“

„Ja.“

„Fahren Sie wieder nach Deutschland zurück?“

„Ich habe mich noch nicht fest entschlossen.“

„Dann müssen Sie rechtzeitig das Visum beantragen; die Deutschen sind jetzt streng.“

„Ich weiß“, sagte Arnold.

„So — wollen Sie hier unterschreiben?“ Der Beamte reichte ein Blatt, das er eben ausgefüllt hatte. Arnold unterschrieb.

„Danke.“

„Bitte.“

Der Halter klopfte auf den Paß. Der Fensterhalter fuhr noch einmal ins Tintenglas; ein Löscher wiegte vor Arnolds Augen.

„Hier ist Ihr Paß. Das hier sind die Lebensmittelkuponen für drei Tage. Zu Hause binnen vierundzwanzig Stunden melden, Sie wissen ja.“

Arnold dankte und nickte. Er steckte den Paß und die Kuponen ein. „Jetzt noch Gesundheitskontrolle“, hörte er, während er das Zimmer verließ.

Draußen im Zollkontrollraum stand der Ungar und rieb sich den Schweiß von der Stirne. Gerade wurden seine Koffer von mehreren Beamten untersucht, und da sonst niemand außer ihm und Arnold über die Grenze gekommen war, konnten sich alle seinen Sachen widmen. Die Rampe lag voll von Kleidern, Wäschestücken, Mänteln, Schuhen, und Arnold freute sich, daß er das auch schon überstanden hatte. Er nahm seinen Koffer und ging an der Rampe entlang, bis er vor eine Tür kam. „Gesundheitsdienst“ stand mit roten Buchstaben auf einer Tafel. Er klopfte und trat ein. Ein älterer Herr in Zivil begrüßte ihn. Nach einer Minute waren sie miteinander fertig. Arnold bestätigte mit seiner Unterschrift, daß er an keiner ansteckenden Krankheit leide und daß er sich verpflichtete, so sich Krankheitsanzeichen in nächster Zeit bei ihm zeigen würden, sofort einen Schweizer Arzt aufzusuchen.

Als er auf dem Bahnsteig stand, frei, als freier Mann in der freien Schweiz, mußte er sich mit Worten klarmachen, was mit ihm geschehen war.

Da stand er und sah sich um. Ein paar Menschen waren auf dem Bahnsteig. Zur linken Hand befand sich ein Kiosk, wo es allerlei zu kaufen gab. Die Zigaretten fielen Arnold ein. Er kaufte sich eine Schachtel mit zwanzig Stück und zündete sich gleich eine an. Dann kaufte er sich eine Zeitschrift, die „Weltwoche“, und die Mittagsausgabe der „Züricher Zeitung“ und las die Überschriften: „Schwere Rückzugsgefechte der Deutschen im Kaukasus“, „Die Krim soll gehalten werden“, „Zweihunderttausend Opfer des Hamburger Luftangriffs“. Er las das und zog an der Zigarette.

Arnold faltete die Zeitung zusammen und steckte sie in die Manteltasche. Er blickte zurück, den Schienenstrang entlang, dorthin, woher er gekommen war, und es schien ihm, als lägen die Schienen unendlich einsam da, als führten sie ins Nichts...

Fortsetzung Seite 18



„Das nächste Mal dürfen Sie nicht mehr so viele Papiere über die Grenze nehmen“, sagt der junge Beamte mit ernstem Gesicht, während ein anderer die Wäschestücke aus Arnolds Koffer auseinanderbreitet und dann wieder zusammengefaltet zurücklegt.

Adlon, Berlin; Hotel de la République, Paris; Majestic, Nice liest er, und schon schwankt der Riesenkoffer unter ihm vorbei nach dem hinteren Trittbrett. Der Kofferträger steigt ein. Im Nebenabteil hört man Poltern und Ächzen. Das wiederholt sich noch einige Male. Dann kommt der Ungar. Zwei Gestapobeamte gehen neben ihm in freundlichem Gespräch einher. Alle drei rauchen. Arnold versteht jedes Wort. Gefesselt hört er zu. Er empfindet das Gespräch als überaus wichtig. Aber es ist unwichtig. Der Ungar erzählt von Spanien, wohin er reisen will. Sonst nichts.

Jetzt beben die Geleise; eine Lokomotive fährt langsam heran; Puffer kliren, der Wagen wird mit ihr zusammengekoppelt. Der Ungar steht nebenan am Fenster und nickt den beiden zu. Der Kofferträger verschwindet um die Ecke.

„In sechs Wochen, meine Herren, auf Wiedersehen! In sechs Wochen komme ich hier wieder vorbei.“

Die beiden zogen an ihren Zigaretten und grüßten. Sie drehten sich um und gingen. Auch Arnold empfing noch einen Blick. Dann war niemand mehr auf dem kleinen Bahnhof zu sehen. Ruhig lag die Regenlandschaft da: eine weite, grüne Fläche. Vorne zischte die Maschine leise. Dazu rauschten die

ster hoch und setzte sich in die Ecke. Er stierte vor sich hin. Gerettet! machte er sich bewußt. Gab es das? — Ja, das gab es. Ihn, Arnold Heim, hatte Naudeau Rollé gerettet. Der ruhige Soldat da draußen war ihm das Sinnbild einer freundlich abgekehrten Welt. Und in diese Welt war er nun eingetreten, unbehelligt eingetreten. Was es nur alles gab!

Die Spannung in ihm ließ nach. Mit der Entspannung wandelte sich wieder sein Bewußtsein in eine träumerische Schau, wieder erschien ihm alles wie ein Traum, in dem er sich seltsam wach bewegte. Jedes Geräusch wurde ihm bewußt, jeder Geruch sprach seine Sinne an, jeder Atemzug ward wundersam erlebt — und trotzdem schien ihm alles unwirklich zu sein.

Der Wagen hielt. Er nahm Mantel, Hut und Koffer. Da öffnete sich die Tür, ein Schweizer Beamter trat ein, bat höflich um den Paß.

„Paß- und Zollkontrolle“, sagte der Mann, nahm den Paß entgegen und ging voraus. Arnold folgte ihm. Sie verließen auf der anderen Seite den Wagen und überschritten ein paar Geleise. „Hier ist die Zollkontrolle“, hörte Arnold und betrat einen großen Raum des Bahnhofsgebäudes, den eine blechbeschlagene, hufeisenförmige

WAHRE GESCHICHTEN

Aus Gold mache Geld!

Josip Stojan war vor dem Kriege ein angesehener Graveur in der jugoslawischen Stadt Dubrovnik. Bomben zerstörten jedoch seinen Laden, seine Werkzeuge, seine Schmuckstücke. Zu allem Überflusse setzte ihn die deutsche Besatzungsmacht noch wegen Schwarzhandels fest. Die Amerikaner befreiten ihn zwar und brachten ihn im DP-Lager Bad Aibling unter. Aber was sollte Stojan dort anderes tun als wieder handeln? Er handelte also. Und verdiente dabei viel Geld. Dollars, Pfunde, Schweizer Franken und Münzen und Scheine in noch einigen anderen Währungen. Als bald konnte Josip sein Geschäft von München nach Zürich verlegen. Mit 141 kg Rohgold verschwand er im Mai aus Deutschland. Im August des gleichen Jahres besuchte er allerdings — nun in einem großen Mercedes — noch einmal Frankfurt. Die Fahrt brachte aber leider nur 87 kg ein. Die Grenzer kontrollierten den Wagen genau, ahnten aber nicht, daß seine chromglänzende Stoffstange pures Gold war.

In Zürich lebte Stojan zurückgezogen in einer kleinen Villa des Postbezirks 37. Er gravierte. Aus dem deutschen Gold amerikanische Golddollars und englische Sovereigns. Die Münzen waren außer Kurs. Aber verkaufte man sie, bekam man mehr Geld als für Rohgold dafür. Stojans Dollars waren — weil goldhaltiger — besser als die echten. Die Bankbeamten, die die Münzen zum Grundwert plus 40% eintauschten, merkten das aber zunächst nicht. Der Jugoslawe hatte 42 Schweizer Franken für das Gold bezahlt und erhielt 70 dafür zurück. Die Geschäfte blühten also. Stojan reiste durch ganz Europa, kaufte Rohgold und produzierte „echtere“ Dollars als die echten. Schließlich ließ er sich in Italien nieder, kaufte ein Haus, engagierte eine flotte Sekretärin und als Dienerchauffeur den ehemaligen Kapitänleutnant der italienischen Marine Lorenzo Ridomi. Aber da platzte das Geschäft. In Mailand hatte ein Bankbeamter den Schwindel gemerkt. Stojan wurde verhaftet und gestand alles. Aber niemand konnte dem Untersuchungsrichter erklären, er sei geschädigt worden. Die Golddollars und Sovereigns waren außer Kurs, also war Stojans Geschäft keine Falschmünzerei. Stojan verwendete gutes Gold, also war es auch kein Münzvergehen. Und schließlich waren die Münzen wegen des Goldes überwertig, so war es also auch kein Betrug. Stojan konnte nicht bestraft werden. Er wurde wieder entlassen. Vor dem Tor des Gefängnisses wartete Ridomi mit dem Wagen. Während er den Schlag öffnete, lachte er: „Gratuliere, Signore!“ — „Köpchen, Köpchen!“, antwortete Stojan ebenfalls lachend.

Der Diakon von Oak Ridge

Fortsetzung von Seite 4

hatte, und als ich wieder nach Hause kam, war ich nicht länger verwirrt. In dieser Nacht schlief ich ruhig.“

Gleich nach dem Kriege wurde Pollard als Direktor des neugegründeten Oak Ridge-Institutes für Kernforschung berufen. Wären er und seine Familie in eine stärker besiedelte Gemeinde gezogen, sagte mir Pollard, wäre er wahrscheinlich niemals Priester geworden. „Im günstigsten Falle wäre ich ein gutes, ehrliches Mitglied der Episkopalkirche geworden“, fuhr er lächelnd fort. „Aber Oak Ridge war erst fünf Jahre alt, und seine Kirchen hatten nur wenige oder gar keine Hilfsquellen. Es war schwer, da nicht mit Hand anzulegen, tat man es aber, war man mehr darin verhaftet, als man sich vorgestellt hatte.“ Die erste Sorge Pollards in Oak Ridge war jedoch, das Institut einzurichten, und sein Stab, anfangs nur aus Pollard, einem administrativen Mitarbeiter und einer Sekretärin bestehend, war bald auf hundertfünfundsechzig Köpfe angewachsen. Das Institut bildete Wissenschaftler von amerikanischen und ausländischen Universitäten, medizinischen Schulen und aus der Industrie im Gebrauch von Radioisotopen oder „Spuratomen“ aus; es bot einer Anzahl von Universitätslehrern Forschungsmöglichkeiten; es verschaffte jungen Physikern Stipendien von der Atomenergiekommision zum Studium der neuesten Schutzmaßnahmen gegen das Risiko von Zwischenfällen, die durch Strahlung hervorgerufen werden können, und es unterhielt schließlich noch ein Hospital mit dreißig Betten und einem Laboratorium zum Studium der Wirkungen radioaktiven Materials auf Krebs.

Im August 1948 verließ der Aufseher der kirchlichen Sonntagsschule und Laienvorleser, ein Ingenieur namens John Bull, Oak Ridge, um seinem Studium für das geistliche Amt zu obliegen. Einen Monat darauf fragte der Pfarrherr Pollard, ob er nicht Bulls Stelle in der Sonntagsschule übernehmen wolle. „Ich wollte ablehnen“, sagte Pollard, „aber ich hatte vier Kinder, die zur Sonntagsschule gingen — mehr als die anderen Gemeindeglieder —, und so war ich gefangen. Wenn ich jetzt zurückblicke, schienen alle Schritte, die zu meinem geistlichen Amt führten, damals praktisch nur vorübergehend und inkonsequent.“ Als Sonntagsschulaufseher hielt Pollard einen Fünfzehn-

Minuten-Gottesdienst für die gesamte Schülerschaft und erteilte nachher ebenso wie zehn andere Volontäre in gesonderten Klassen Unterricht. Er hatte bald heraus, daß die von den Schülern gestellten Fragen sein Lehramt unerwartet interessant gestalteten.

Kurze Zeit später fragte der Pfarrer Pollard, wie er darüber denke, Laienvorleser zu werden. „Er stellte mir die Sache so einfach dar, daß ich mich fragte, warum er überhaupt jemand brauchte“, erzählte mir Pollard. Laienvorlesung, erklärte der Pfarrer, bedeute bloß das Lesen der bestimmten Gebete aus dem Gebetbuch der Hochkirche beim Morgen- und Abendgottesdienst; wenn Pollard zustimme, würde er sich mit dem Bischof von Tennessee in Verbindung setzen, damit er ihn als Laienvorleser bestätige. „Ich stimme zu“, sagte Pollard und fügte mit einem Achselzucken hinzu: „Es war wieder einer dieser Schritte.“

Pollard kaufte Bücher — Dutzende von theologischen Büchern — und verwendete seine ganze Freizeit zu ihrem Studium. Blickte er von Zeit zu Zeit auf seine Bücherregale, kam ihm ein Lächeln an über das ungereimte Nebeneinander seiner abgegriffenen wissenschaftlichen Bände mit Titeln wie „Alte Überlieferungen Israels“, „Quellenbuch der Kirchengeschichte für die ersten sechs Jahrhunderte“ und das „Dogma von der Dreifaltigkeit“.

„Ich vertiefte mich immer mehr in mein Studienpensum“, erklärte er. „Marcella und ich beschnitten unsere gesellschaftlichen Verpflichtungen auf das äußerste. Mußte ich für das Institut verreisen, studierte ich im Zug oder im Flugzeug und auch in meinem Hotelzimmer Theologie.“

Ein Jahr nachdem Pollard mit seinem offiziellen Studium begonnen hatte, wurde er als Kandidat für das geistliche Amt zugelassen.

Pollard erzählte, daß er sich, je tiefer er in die Religion eindrang, immer häufiger in Unruhe versetzt fühlte durch die Verschiedenheit der Gesichtspunkte in Religion und Wissenschaft. Er entdeckte, daß es keine einfache Sache sei, den weltlichen Anschauungen, denen er so lange treu gewesen, abzuschwören. „Jedesmal, wenn ich daran war, mich mit einer neuen Seite der Religion zu beschäftigen, war ich sicher, irgend etwas dabei zu finden, das ich nicht verdauen

konnte“, sagte er mir. Schließlich gelang es ihm, nach einer aufreibenden Zeit von mehreren Monaten gewisse Schlüsse zu ziehen. „Ich kam zu der Ansicht, daß man ohne Verletzung seiner geistigen Integrität beides könne: im Rahmen einer judäisch-christlichen Anschauung denken und unser ganzes Wissen über die Struktur der Welt glauben“, sprach er, jedes Wort abwägend. „Ich entschied mich dafür, die Wissenschaft für einen Weg zu halten, die Wunder der göttlichen Schöpfung, wie etwa das unglaubliche Mirakel einer lebenden Zelle und das verwickelte Zusammenspiel der Partikel, aus denen die Materie zusammengesetzt ist, zu untersuchen.“

Ich bin dazu gelangt, die Begebenheiten als Offenbarungen des Waltens Gottes zu deuten — eine Deutung, mit der, das weiß ich, der normale Wissenschaftler nichts zu tun zu haben wünscht, da ich sie nicht beweisen kann. Aber genügt nicht ein Blick auf die heutige Welt in Waffen, zu vermuten, daß er mit seiner Überzeugung, daß zunehmendes Wissen Fortschritt bedeutet, auch nur einem unbeweisbaren Glauben anhängt?“

Nach 2½ Jahren Studiums stellte sich Pollard zur Prüfung. Nach ein paar Tagen erhielt er die Nachricht, daß er seine Studien mit Erfolg beendet habe. Seine Weihe wurde angesetzt. Gelegentlich eines zufälligen Aufenthaltes in New York suchte er das Bekleidungshaus J. M. Hall in der Vierzigsten Straße im Westen auf und stattete sich selbst mit Priestergewand und Kollare aus. „Ich stellte mich vor den Spiegel und war recht zufrieden“, sagte Pollard.

Die Kirche zu St. Stefan war bei Pollards Priesterweihe überfüllt. Drei Bischöfe waren zugegen. Die Anwesenheit der vier Pollard-Söhne als Ministranten gab den althergebrachten Zeremonien einen ungewöhnlich familiären Anstrich, allerdings irgendwie dadurch wettgemacht, daß die Aussicht, der Weihe eines Kernphysikers beiwohnen zu können, nicht nur zahlreiche Reporter, sondern auch Bildberichter angelockt hatte. In der Kirche hatten sich viele Wissenschaftler aus Oak Ridge eingefunden.

Nach Abschluß der Zeremonie war Pollard Ehrengast eines von den Frauen der Kirchengemeinde gegebenen Lunchs, wobei weitere Aufnahmen gemacht wurden. „Wenn ich den Rummel vorausgeahnt hätte, wäre ich vielleicht von der ganzen Sache abgeschreckt worden“, bemerkt Pollard.

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres

12. Fortsetzung



Mit dem Schaumhut schön verziert. Hexen kommen hier stolziert.



Gaby knipst sie, eins, zwei, dreiß! Jede wünscht ein Konterfei.



Film entwickeln, das geht klar. Nur im Schirm — ganz atomar.



Dann noch einen kleinen Schwung zur Kopier-Vergrößerung.



Ruck und Zuck, die Bilder fallen. Hoffentlich gefal'n sie allen.



Zeigen sie ja immer noch häßlichste Gesichter doch.



Denn die Linse hat's durchschaut: Hexen sind's, trotz glatter Haut.



Nun die Schönheit geht ganz flöten. Gaby ist in großen Nöten.

ZB bringt im nächsten Heft:

Start ins All

Traumbilder aus der Welt von morgen

Rettung aus der Hölle eines Vulkans

Goldmachen lohnt sich nicht

Zu unserer großen Serie: Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

Bertram lebt gefährlich

Episoden eines Vielbegehrten

WEGLOSE FLUCHT

Fortsetzung von Seite 16

Später setzte sich Arnold in den Zug, der herangeschoben worden war. Er saß still in einer Fensterecke und freute sich des sauberen, gepflegten Wagens. Er freute sich, daß er dasitzen und sich freuen konnte. Er fühlte noch Angst in sich, die Angst vor dem Entdecktwerden, die Angst vor den Bomben, die Angst vor Brand und Siedtum, die Angst vor Rußland und einem Sklavenleben ohne Ende, die Angst, daß die Angst niemals enden würde, die Angst in seinem Leben — und er sagte sich, daß diese Angst nun sinnlos geworden sei. Heute nacht schon würde er in Zürich schlafen; Zürich war eine friedliche Stadt; die ganze Welt wußte, daß Zürich Frieden hielt. Also konnte jeder in Zürich friedlich schlafen, ohne Angst.

Am Abend war Arnold in Zürich angekommen, und nichts war geschehen. Die Stadt war beleuchtet. Aber Arnold war todmüde. All das Fremdartige, das Friedliche, die erleuchteten Schaufenster, die gutgekleideten Menschen zogen wie Schemen an ihm vorbei. Unwirklich dünkte ihn sein neues Leben. Wirklich war nur die Schwäche, die ihn fragte nach all der Spannung überfiel. Er ging ins Hotel „Glockenhof“, kaufte sich Brot und legte sich in seinem Zimmer zu Bett. Dort kaute er noch eine Weile, dann schlief er ein.

Es war noch dunkel, als er erwachte. Sein erstes Gefühl war Erstaunen. Dann aber erschrak er, Lebensangst, gewöhnliche, niedrige Lebensangst erfüllte ihn ganz und gar. Er überlegte seine Lage, und er fürchtete sich jetzt zum ersten Male vor seinem weiteren Schicksal, das von Ungewißheit verhangen vor ihm lag.

Er war in einem fremden Land. Er ging zu fremden Menschen, um sie um ihre Hilfe zu bitten. War denn die Welt so voller Hilfe, daß man nur um sie zu bitten brauchte? — Er umhüllte sich, frühstückte und ging zum Bahnhof. Im Zug saß er teilnahmslos. Es war ihm, als hätte sich nichts geändert. Er fuhr ins Tessin, um Jean aufzusuchen, Naudeaus Diener in Naudeaus Haus. Oder fuhr er jetzt von Warschau nach Osten, wo schon die Gewehre warteten? — Die Angst war fast dieselbe. Es war wohl schwer, sich von der Angst freizumachen, die einen marterte, wie der Krieg die Menschen.

Teilnahmslos fuhr er über die Alpen. Jenseits des Gotthards schien die Sonne. Das war ihm angenehm. Jetzt ging es in das südliche Tal hinab, und je tiefer sie kamen, um so wärmer wurde es.

In Bellinzona war es heiß. Arnold freute sich, daß es so war; er hatte schon immer Hitze als einen Schutz empfunden, der sich gleich einer Hülle um das bedrohte Leben legte.

Maiskolben wiegten sich im Wind. Rebenpergolen gaben den Gärten Schatten. In der Ferne sah man die Ufer eines Sees, der wieder verschwand. Dann öffnete sich die weite luganesische Landschaft, ein Sonnen- und gelber, roten Häusern, und der Zug hielt auf einem offenen Bahnhof, der über Luganos Türmen lag.

IV.

Schweißperlen auf der Stirn, stand Arnold in der hitzeflimmernden Luft vor dem Gartentor, auf dem ein Messingchild mit dem Namen Rollé glänzte. Er stellte den Koffer auf das Kopfsteinpflaster und wischte sich mit dem Taschentuch über das Gesicht. Er läutete. Dann sah er auf die Uhr. Es war eine Viertelstunde nach vier. Die Sonne, die ihre Gluten senkrecht auf den ihr zugewandten Hang warf, schwamm als glühender Ball im dunklen Blau. Die Gartenmauer aus großen Feldhaareigen, aus deren Wasserlöchern langhaarige Kakteen wuchsen, strahlte die Hitze zurück. Arnold seufzte, als sein Klingeln nichts in dem Haus hinter zum See, in dem goldene Lichter spielten. Er läutete noch einmal und lauschte, ob die Glocke ginge. Ferne,

hinter den Magnoliensträucher und Rosenbüschen, tönte ein helles Klingeln. Kurz darauf öffnete sich eine Türe, und Arnold sah ein schwarzhäariges Mädchen, das den Garten heranschritt und die Pforte öffnete.

„Guten Tag, was wünschen Sie?“ fragte sie auf italienisch. Arnold sagte deutsch, daß er nicht italienisch spreche.

„Bitte, was wünschen Sie?“ wiederholte das Mädchen deutsch. „Hier ist das Haus von Rollé.“

„Das Haus Naudeau Rollés, ganz recht. Wo ist Vater Jean? Darf ich hinein?“

„Oh! Kommen Sie herein! Oh! Oh!“ schrie das Mädchen und wurde aufgeregt. Sie zog die Tür zurück, eilte zu Arnold und ergriff den Koffer.

„Lassen Sie!“ wehrte Arnold ab. Aber er war nicht schnell genug; das Mädchen hob den Koffer auf und trug ihn in den Garten. Arnold schloß die Tür und folgte ihr. Kies knirschte unter den Füßen. Sein Blick flog über den Garten, der in zwei Absätzen zum Haus hinaufstieg. Links und rechts des Weges standen graue pompejanische Töpfe, in denen Agaven wuchsen.

„Wie geht es Monsieur Jean?“ fragte Arnold das Mädchen und nur, um etwas zu sprechen, setzte er hinzu:

„Wie heißen Sie? Gehören Sie ins Haus?“

„Ich heiße Francesca, Signore. Monsieur Jean ist krank. Er ist alt geworden im letzten Jahr — so lange bin ich hier, Signore. Seit zwei Tagen ist er krank.“

„Ernstlich?“ fragte Arnold und blieb stehen. Sie waren an der Glastür angekommen, die offenstand.

„Nein, nicht schlimm. Er liegt auf dem Sofa in seinem Zimmer. Ich werde ihm sagen, daß Sie gekommen sind. Warnen Sie, bitte, einen Augenblick.“

Arnold trat in eine helle Halle und setzte sich. Hier war es kühler als im

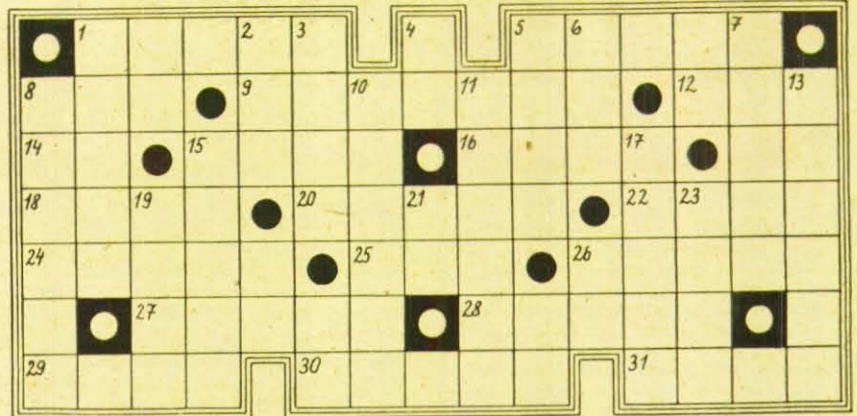


Freien. Er sah sich um und entdeckte an der Wand die Bilder zweier Männer, die einander ähnelten. Die beiden Gemälde waren verschieden alt; das eine wies schon Risse auf, die sich quer über die Uniform eines französischen Offiziers des achtzehnten Jahrhunderts zogen; das neuere zeigte das braunrote Gesicht eines Mannes in weißer Kleidung, der versonnen auf einen Tropenhelm blickte, den er in den Händen hielt. Unter diesen Bildern hing eine Fotokarte. Arnold näherte sich ihr und erkannte Naudeau. Aber er hatte nicht lange Zeit, sich in die Gesichtszüge seines Freundes zu versenken; hinter ihm gingen Türen; er drehte sich um und erblickte einen weißhaarigen Mann, der die Arme ausstreckte und dann sinken ließ und mit schwankender Stimme auf französisch rief:

„Oh, pardon, mir wird wieder schwindelig, bitte, haben Sie Geduld!“ Nach diesen Worten zog sich der Alte, der sehr blaß geworden war, mit einer hastigen Gebärde zurück. Francesca sah erst den Fremden an, dann eilte sie dem Diener nach. Arnold setzte sich. Nach einer Minute kam das Mädchen wieder. Sie lächelte schüchtern und fragte, ob er nicht zu Jean gehen wolle. Der fühle sich nicht wohl. Die Hitze sei schuld. Aber falls es den Herrn nicht geniere, wenn der Kranke ihn auf dem Sofa liegend empfangen, so möge er mit ihm kommen.

(Fortsetzung folgt)

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Felztier, 5. Befehl, 8. Bergweide, 9. kleinstes Lebewesen, 12. Pferdestand, 14. nein (englisch), 15. Berg bei Innsbruck, 16. Gemüsepflanze, 18. Lebenshauch, 20. italienischer Dichter (1265—1321), 22. Stadt in Nordböhmen, 24. Kunstfaser, 25. persönliches Fürwort, 26. Gartenblume, 27. heimisches Raubtier, 28. mosaisches Gesetzbuch, 29. altpersische Stadt, 30. Kleidungsstück, 31. Nebenfluß der Donau in Österreich. — Senkrecht: 1. polnische Münze, 2. deutscher Nordseezufluß, 3. lyrisches Gesangsstück, 4. Flächenmaß, 5. Blasinstrument, 6. Waldtier, 7. Titelgestalt bei Shakespeare, 8. tropische Frucht, 10. Schulstufe, 11. Musikstück für acht Stimmen, 13. vorchristliche Perserkönig, 15. Stadt in Italien, 17. Unterstück, 19. altgriechische Küstenlandschaft, 21. chemisches Zeichen für Nickel, 23. Fluß in der Rheinpfalz und in Kärnten, 26. Fluß in Italien. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Feldern 1—5—17—8—7—4—18—12—22—28—11—3—29—28—5—27, in vorstehender Reihenfolge gelesen, je einen bedeutenden Namen der französischen, der deutschen und der russischen Literaturgeschichte.

SILBENRÄTSEL

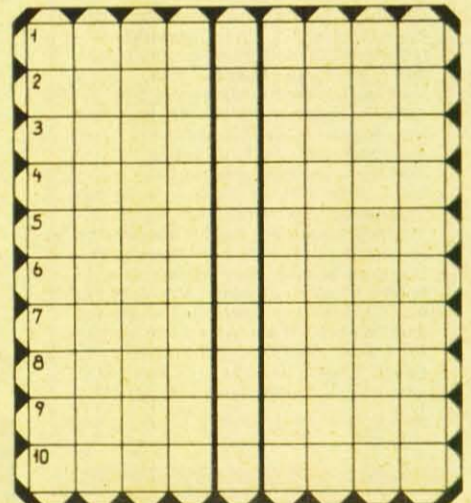
Aus den Silben an — an — as — bal — bel — bi — chri — den — e — e — gel — ganz — han — il — ki — le — li — ne — ni — o — o — on — ri — sam — se — se — sterz — sti — ter — ti — tis — to — un — wal — zet — zi — zie sind 14 Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

- | | |
|-------------------------------------|---------------------------------|
| 1. | 8. |
| französischer Komponist (1838—1875) | Feldherr aus Karthago |
| 2. | 9. |
| biblischer Prophet | Niederschlag |
| 3. | 10. |
| tropische Ölplanze | Geschmack, Feinheit |
| 4. | 11. |
| kleines Raubtier | altromische Silbermünze |
| 5. | 12. |
| Hauptstadt von Japan | Männername |
| 6. | 13. |
| Baumaterial | Schweizer Kanton |
| 7. | 14. |
| Sternbild | italienischer Maler (1476—1576) |

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine wichtige Erkenntnis. (ch = 1 Buchstabe)

BUCHSTABENKOMBINATIONSRÄTSEL

Die Buchstaben a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — b — b — b — b — c — c — c — c — c — c — c — d — d — d — d — e — e — e — e — e — e — e — e — e — e — f — h — h — h — h — h — h — i — i — i — i — i — k — l — l — l — l — l — l — m — m — m — m — m — n — n — n — n — o — o — o — o — o — o — o — p — p — r — r — r — r — s — s — s — s — s — s — s — s — t — t — t — t — t — t — t — t — t — t — u — u — u — u — z



sind so in die Figur einzusetzen, daß in jeder Waagrechten zwei fünfbuchstellige Wörter entstehender Bedeutung entstehen, wobei der Endbuchstabe des ersten Wortes zugleich der Anfangsbuchstabe des zweiten Wortes ist.

- Höckertier — Schiffsführer, 2. Industriertier — Raubtier, 4. Trinkspruch — feines Gebäck, 5. Kartenwerk — Gewebe, 6. französische Weinlandschaft — asiatischer Staat, 7. deutscher humoristischer Maler, Zeichner und Dichter — ostdeutscher Dichter und Dramatiker, 8. Straußenvogel — deutsche Spielkarte, 9. Körperertüchtigung — Rüge, 10. Naturerscheinung — Scheitelpunkt des Himmels.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in der fettumrandeten mittleren Senkrechten, von oben nach unten gelesen, einen Begriff, der für uns sehr bedeutungsvoll sein sollte.

Rätsellösungen aus Nr. 12

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Bi, 5. Arm, 6. Moa, 7. Eber, 9. Gans, 10. Sperling, 13. Assala, 14. Emu, 15. Lab, 17. Elis, 18. Eros. — **Senkrecht:** 1. Baer, 2. Irbis, 3. Honig, 4. Hase, 6 MA, 8. Rhesus, 9. Grille, 11. Pamir, 12. Naarn, 14. Elk, 16. Boa. **Pyramidenrätsel:** 1. A, 2. As, 3. Ast, 4. Star, 5. Aster, 6. Alster, 7. Sattler, 8. Lasttier, 9. Sattleri, 10. Altmeister. **Sillberrätzel:** 1. Laurentius, 2. Universität, 3. Fidibus, 4. Terminologie, 5. Spektakel, 6. Cherub, 7. Unterhaus, 8. Totalität, 9. Zerberus, 10. Hallimasch, 11. Ehefrau, 12. Insurgent, 13. Saßnitz. — **Luftschutz heißt Selbstschutz.** **Magisches Kreuz:** Tal (2 wr 4 sr), Titer (4 wr, 2 sr), Matinee (6 wr, 1 sr), Lunge (7 wr, 3 sr), See (8 wr, 5 sr). **An der blauen Donau:** Wiesen — Wien.

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 21361. **Chefredakteur:** Fried. Walter Dinger. Verantwortlich nach der redaktionellen Teil: Helmut Dohle. Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Ruf 57194. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einkardung Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung „arl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannstraße 4. Preis frs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 63326. Preis S 2,80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10.40 DM plus üblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

die kleine



Zauberei

Seine Mutter, einen alten Onkel und 36 Kinder muß der schwarze Landarbeiter John Mapunko in Kenia von den knapp 18 Mark ernähren, die er in der Woche verdient. Er selbst hat nur fünf Kinder, aber drei seiner Schwestern sind im Laufe der letzten Zeit verstorben und haben ihm insgesamt 31 Sprößlinge hinterlassen. Mit geradezu genialer Haushaltskunst schafft es der 37 Jahre alte John, sie alle satt zu bekommen.

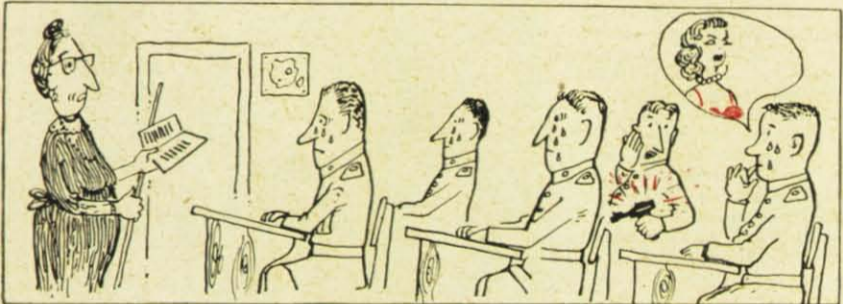


Atombeschuß

Selbst so harmlose Blumen wie die Tulpen sind vor dem Atomzeitalter nicht sicher. Britische Wissenschaftler haben bekanntgegeben, sie seien in der Lage, diese zarte, prächtige Blume durch Behandlung mit radioaktiven Strahlen in eine ihrer Urformen zurückzuverwandeln. Dasselbe läßt sich zwar auch durch mühevollere Rückzüchtungen erreichen, aber die Atomstrahlen machen das sozusagen im Handumdrehen.

Weibliche „Kriegslehrer“

Mit Spannung und Erregung sehen die Kadetten der amerikanischen Marineakademie Annapolis der nahen Zukunft entgegen. Die Marineführung beabsichtigt, Physik und andere Spezialfächer von Frauen lehren zu lassen, weil an männlichen Fachlehrern ein zu großer Mangel besteht.



Zigarrenraucher

Mit einer dicken, schweren Zigarre im Mund pflegt der zweijährige Barnet Cayen seine Abende zu verbringen. Er raucht wie ein Alter. Für das Kind ist das zwar nicht gerade gesund, aber sein Vater, Feuerwehrmann in Chicago, ist wenigstens dadurch stadtbekannt geworden. Und das ist die Hauptsache in Amerika.



Überredungsbomben

Eine außerordentlich „moralische Wirkung“ verspricht sich die amerikanische Luftwaffe von einer neuartigen Bombe, die den Feind nicht mit Explosionskraft, sondern mit Worten zu Leibe geht. Sie enthält ein Tonbandgerät und einen Lautsprecher. An einem Fallschirm hängend schwebt sie langsam hernieder und fordert den Feind freundlich auf, die Waffen zu strecken.

Bunte Eidotter

Eier mit roten, grünen, blauen, violetten oder gar schwarzen Eidottern legen die Hühner eines Farmers im Staate Alabama. Er erreicht diese und jede beliebige andere Färbung, indem er seife Hühner mit entsprechendem Farbpulver füttert. Die bunten Eidotter unterscheiden sich im Geschmack nicht im geringsten von normalen Eiern.

Ladendiebstähle aus Spaß

Einen neuen „Sport“ haben sich Amerikas Halbwüchsige ausgedacht: Sie begehen Ladendiebstähle! In Hickory im Staate Pennsylvanien konnten 17 Mädchen verhaftet werden. Sie waren geständig und gaben zu, daß rund 200 ihrer Schulkameradinnen ähnliche Delikte begangen haben. Für die Ladenbesitzer ist die große Zahl junger Diebinnen keine Überraschung. Haben sie doch ausgerechnet, daß sich ihre Verluste insgesamt auf rund 100 000 Dollar belaufen.

Ohr im Herzen

Ein winziges „Elektronenohr“ hat Dr. W. Weikowitz aus New Jersey konstruiert. Es ist so klein, daß man es ins Herz senken kann, um dessen Geräusche mit bisher nicht erreichbarer Genauigkeit abzuhören. Die ersten Versuche mit Tieren und Menschen sind erfolgreich verlaufen.

Wiederkäuer für Alkohol

Auch Wiederkäuer lieben hie und da ein Tröpfchen Alkohol! Das hat eine Untersuchung bewiesen, die in den Vereinigten Staaten durchgeführt wurde. Sie ergab, daß Futtermittel, die

etwa 10 Prozent Alkohol enthielten, von den Tieren besonders gern gefressen wurden. So nahmen z. B. Hammel, die alkoholisiertes Futter erhielten, wesentlich rascher an Gewicht zu als andere, die vom üblichen Futter lebten.

Schneemenschen-Haare

Von der Suche nach dem sagenhaften Schneemenschen des Himalajas ist Tom Slick, ein unternehmungslustiger Olmillionär aus Texas, zurückgekehrt. Fünf Wochen lang hat er eine kleine Expedition durch das eisige Bergland von Ostnepal geführt. Bei seiner Ankunft auf dem Flugplatz von Katmandu erklärte er, fest von der Existenz des Schneemenschen, auch „Yeti“ genannt, überzeugt zu sein. Er hat nicht nur mehrere Spuren gefunden, sondern auch Haare, die er von Wissenschaftlern untersuchen lassen will.

Löwenaroma

Eine Plage für die Zuckerplantagen Afrikas sind die Flußpferde. Um sie den Pflanzungen fernzuhalten, will man sich nunmehr eines künstlichen „Löwenaromas“, das „Löwe Nr. 4“ heißt, bedienen.

die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



Für 4,- DM wöchentlich



Neuester Bildkatalog 79 mit Beratung gratis Postkarte genügt

erhalten Sie zum Beisp. schon eine **Torpedo-Kofferschreibmaschine** Ähnl. auch alle and. Fabrikate v. Spezialvertrieb o. Schreibmasch.

Günther Schmidt, Abt. 9 S

Frankfurt a. Main 9, Postf. Verk.: Platz d. Republik 3 B.-Lichterf., Basel, Str. 69 Hamburg 24, Birkenau 16 Göttingen, Elbinger Str. 30 München, Bayerstraße 37

Versand ab Werk - fabriken - Lieferung frei Haus

Bücher für weltoffene, reife Menschen nur aus dem Spezialverlag! Interessenten und ausgesprochene Sammler und Liebhaber schneiden diese Anzeige als

GUTSCHEIN

für illustrierte Prospekte, Informationsschriften und Sonderangebote aus und schicken sie auf Postkarte oder Brief geklebt ein an das **Internationale Versandhaus Gisela**, Stuttgart 1, Postf. 802/268/1

Ich weiß ein wirksames Mittel gegen

Glatzen, Haar-

Ausfall

Schuppen, das schon vielen tausend Menschen geholfen hat. Gegen eine Schutzgebühr (40 Pf in Briefmarken) gebe ich Ihnen gern Auskunft. **Apotheker Dieffenbach, Stuttg.-Hofen**, Postfach 12/942/1

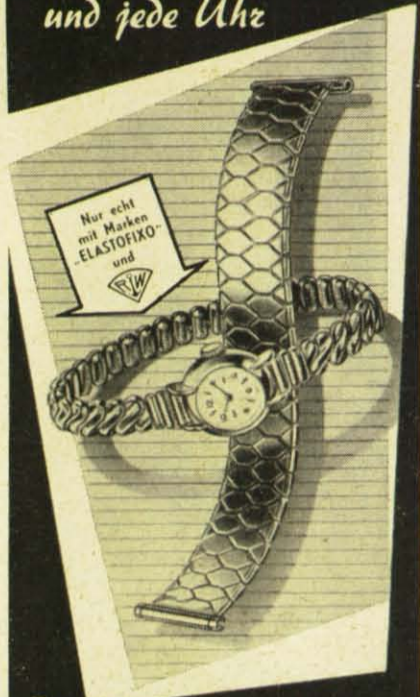
Wovon eine Frau sonst nicht spricht!



Das aufschlußreiche Buch für jede Frau und alle Eheleute. Eine ausführliche Darstellung aller wichtigen Probleme vor und in der Ehe, Ehekrise und ihre Überwindung. Ehekalender. — Alle Fragen, von denen eine Frau sonst nicht spricht, werden hier von einem erfahrenen Mediziner erschöpfend beantwortet. Bisher 1/2 Million Exemplare verkauft. — Dieses einzigartige Buch per Nachnahme oder Voreinsendung DM 4,85.

Einhorn-Versand, (14a) Fellbach/Württ. Postfach 234/155/1

Für jeden Arm und jede Uhr



Das

Elastofix

UHRARM BAND dehnbar · verschlußlos bewährt und unerreicht von



Erhältlich in „Goldanker“-Walzgold-Double, Edelstahl und in 14 Kt. Gold in allen guten Fachgeschäften.

Das Blaue Blatt

Einmalig in der Themenauswahl

Das Blaue Blatt

Gesundheit – Zeitprobleme – Familie

Das Blaue Blatt

ist die beliebte Familien-Illustrierte

60 PF.

Das Blaue Blatt



Diese Ausstattung für das Wochenende und die Ferien bietet vielerlei Kombinationsmöglichkeiten. Die lose Hemdbluse wird mit dreiviertellangen Kimonoärmeln gearbeitet (Bild rechts). Die Ärmel können aber auch aufgerollt und mit einer geknöpften Lasche befestigt werden. Das wirkt dann sportlicher (Bild links). Zu dem kreisrund geschnittenen Rock (siehe Zeichnung) paßt die Bluse ebensogut wie zu den Shorts. Das ärmellose Oberteil, das zu dieser Kombination auch noch gehört (siehe Zeichnung) mit dem tiefen, viereckigen Ausschnitt ist zum Sonnenbaden ideal. Simplicity-Modesschnitt (Gr. 36—42, 2,— DM) Nr. 1170.

Praktisch - sportlich - schick

Selbst schneiden mit Simplicity-Modesschnitten



Hübsch und praktisch ist diese Bluse (Bild rechts). Sie paßt nicht nur zu dem schmalen Rock, sondern kann auch ihrer kurzen Ärmel wegen gut als Jacke zu Shorts (Bild links) getragen werden. Simplicity-Modesschnitt (Gr. 36—42, 2,— DM) Nr. 1590.

So bestellen Sie Ihren Simplicity-Modesschnitt:

Bitte überweisen Sie auf einer Zahlkarte an die Münchner Buchgewerbehau GmbH, München 13, Postscheckkonto München 6818, das Geld für den gewünschten Schnitt. Vermerken Sie auf dem Zahlkartenabschnitt das Stichwort „Simplicity“, die Nummer des Schnittes, Ihre Größe und Ihre Oberweite. Schreiben Sie bitte Ihre genaue Adresse möglichst in Druckbuchstaben. Der gewünschte Schnitt wird Ihnen ohne weitere Unkosten zugesandt. — Die Schnittstücke können nur per Zahlkarte bestellt werden. Nachnahmelieferungen sind nicht möglich.

Wer näht, hat mehr vom Leben! Nicht nur, weil er dadurch seine Geldbörse schon. Da ist noch etwas anderes, das gewertet werden muß. Stoffbahnen und Stoffteile nach Geschmack und Überlegung zu einem Neuen, Ganzen zusammenzufügen, schafft echte Freude und stützt das Selbstvertrauen. Nicht nötig ist es dabei, eine Meisterin der Schneiderei zu sein. Es genügt ein wenig Geschick. Und selbstverständlich gehört auch Lust dazu, um sich selbst einen Rock oder einen Strandanzug zu nähen. Ohne einen Schnitt, am besten einen Simplicity-Modesschnitt, geht es dabei aber nicht. Das wäre zu riskant. Darum: Verschaffen Sie sich einen Simplicity-Modesschnitt und machen Sie sich ans Werk. Es wird schon nichts schiefl gehen. Denn: Simplicity-Modesschnitte sind so übersichtlich und klar in der Linienführung, daß ein Versehen einfach ausgeschlossen ist. Eine Arbeitsanleitung, die jedem Schnitt vorangestellt ist, sorgt dafür, daß nichts vergessen und ganz systematisch vorgegangen wird. Kleine Kniffe, die sonst nur aus Erfahrung erwachsen, werden für das Zuschneiden und Nähen ebenfalls gegeben. Außerdem bieten diese Schnitte sehr praktische und dabei schicke Ausstattungen, die sehr verschiedenartig kombiniert werden können (siehe unsere Bilder) und daher für Reise, Urlaub und Wochenende wie geschaffen sind.



Bis zum Knöchel reicht diese Damenhose. Ein Sattel, Schlitz an den Hosenbeinkanten und ein Reißverschluss in der linken Seitennaht sind ihre Kennzeichen. Ziernähte sind vorhanden. Simplicity-Modesschnitt (Dr. 34-40, 2,— DM) Nr. 1818.

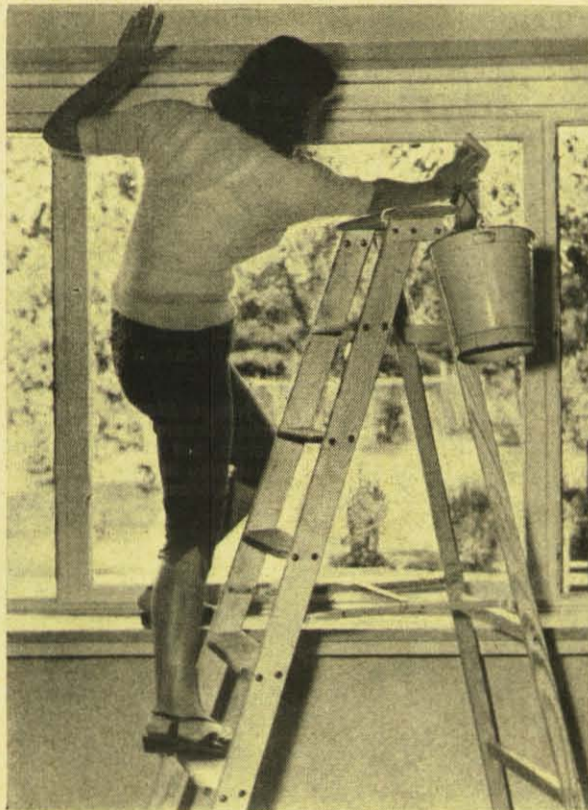
Auf Köpfchen kommt es an!

Hausarbeit überlegt und sinnvoll

Täglich kommt es zu mehr Haushalts- als Autounfällen! Außerdem: Die Hausfrau vollbringt an jedem Tage ein Übermaß an körperlicher Leistung. Sie käme aber bei besserer Einteilung mit der Hälfte des Kraftaufwandes aus. Das gibt zu denken. Darum: Versuchen Sie die Hausarbeit zu rationalisieren! Schalten Sie Ihre Gedanken ein und dafür die Muskeln aus. Und handeln Sie nie fahrlässig.



Als freudig begrüßter Gast am Wochenende von seiner Frau empfangen zu werden — welcher Mann wünscht sich das nicht? Die Wirklichkeit sieht jedoch meist ganz anders aus. Und doch gehören nur geschickte Arbeitseinteilung und ein wenig Geschmack dazu, um einen festlich gedeckten Tisch zu bereiten.



Wenn die Leiter so neu wäre wie die Schuhe (rechtes Bild), könnte die Sache noch gut auslaufen. So aber dürfte die leichtsinnige Dame glatt zu Boden gehen. Ein enger Rock, hohe Absätze und eine morsche Leiter — da kann man wirklich für nichts garantieren. Höchstens für einen Beinbruch. Arbeitsgeräte sollten daher immer einwandfrei in Ordnung sein. Auch darf die Kleidung nicht hindernd wirken, sondern muß so gewählt werden, daß sie für den Arbeitsvorgang geeignet ist. Enge Röcke sind bei der Hausarbeit stets fehl am Platze. Hosen erweisen sich als praktischer, auch beim Fensterputzen.



„Wo hatte ich nur den Kümmel hingelegt?“ fragt sich verzweifelt manche Hausfrau und wühlt in Kästen und Schüben. Darum: Dinge, die zusammen benutzt werden, auch zusammenstellen. Alle Gewürze, wie hier, einfach auf ein Tablett legen.



Einer klugen Hausfrau sollte es nur einmal passieren, daß sie sich an einem Topfdeckel die Finger verbrennt. Beim nächsten Male schon steckt sie einen Korken zwischen Griff und Deckel. Damit hat sie ihre Ruhe und keinen Ärger mehr.



Was sie nicht im Kofi hat, muß diese Hausfrau in den Beinen haben! Während sie tischdeckend, staubwischend und aufräumend von Zimmer zu Zimmer eilt, hat sie ständig über Bärbel, das Kleinkind, zu steigen. Gerade in kleinen Wohnungen ist es für Hausfrauen wichtig: Mit Umsicht und Überlegung Platz zu schaffen und dadurch alles ausschalten, was nervös und gereizt macht. Im Laufstättchen ist Klein-Bärbel viel besser aufgehoben und Mutti kann ohne Störung arbeiten. Ohne ein wenig Überlegung und Einteilung geht es auch bei der Hausarbeit nicht. Das sollte jede Hausfrau bedenken und danach handeln.



Der malaiische Name für Brunei bedeutet „Stätte des Friedens“. Aber seit ein paar Jahren geht es gar nicht mehr ruhig und friedlich zu in der vorher so verträumten kleinen Hauptstadt Nord-Borneos. Die 12 000 Einwohner erheben sich morgens und legen sich abends schlafen unter dem rücksichtslosen Gedröhn von Rammklötzen und Bohrern. Phantastisch tätowierte Männer aus den Dajak-Stämmen, deren Väter noch als Kopffäger die Dschungel unsicher machten, fahren Bulldoggs und Bagger, bauen im Akkord moderne Straßen und Hochhäuser oder installieren elektrische Leitungen. Chinesische Kaufleute verwandeln ihre kleinen Läden in riesige Kaufhauspaläste. Auf Geheiß Omar Ali Saifuddins, des Sultans, schießen fast über Nacht Krankenhäuser, Kinos, Hotels, Verwaltungsgebäude, öffentliche Plätze und Parkanlagen aus dem Boden.

Omar ist Moslem und entstammt malaiischem Blut. Seine Vorfahren galten vor 300 Jahren noch als die berühmtesten Piraten der „China-See“. Unter seiner Regierung aber erlebten Stadt und Land Brunei in den letzten fünf Jahren einen vorher nie erträumten Aufschwung. Es ist, als wäre die ganze Gegend, als wären die Menschen gleichsam von einem Zauber-

stab berührt worden. Doch es ist ein sehr realer Zauber, der sich ihrer bemächtigt hat. Er heißt — Öl. Und Öl, das bedeutet Reichtum, fast unvorstellbaren Reichtum...

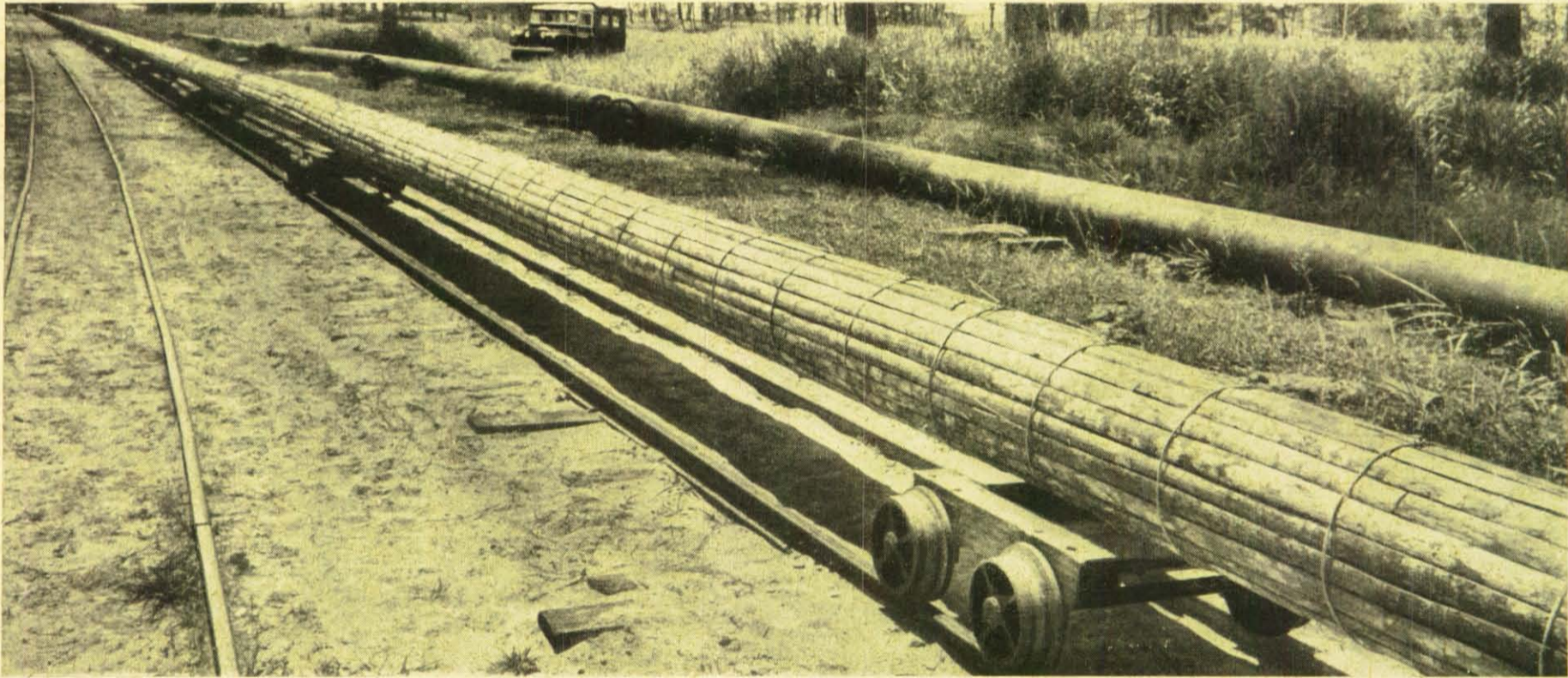
Seit 1952 wurden aus dem Seria-Ölfeld, dicht bei der Stadt, Jahr für Jahr mehr als fünf Millionen Tonnen Öl gewonnen. Neben den Öltürmen ist eine neue Stadt emporgeschossen, die heute schon größer ist als Brunei selbst. Sie besitzt eigene Geschäfte, Kirchen, Moscheen und Tempel und verfügt über eine besonders große Gemeinschaftshalle für alle Rassen, die sich hier eingefunden haben. Die hohen Verdienstsparnen lockten Arbeitskräfte aus Hongkong an, aus Malaya und aus Singapur. Aus den Dschungeln strömten die jungen Leute der halbwildten Dajaks herbei, um zu lernen, um Geld zu verdienen.

★

Einige Wochen nach dem Besuch Nord-Borneos unternahm ich einen Ausflug ins Innere der Insel...

Bei Sonnenaufgang fuhren wir los. Der 25-PS-Außenbordmotor peitschte die silbrig schimmernden Fluten des Rejang-River und trug unseren Sampan, das landesübliche Reiseboot, in rascher Fahrt stromauf. Wer ins In-

◀ **Eine junge Eingeborene** aus Borneo bei der Reisernte. Die meist zierlich gebauten hübschen Frauen der Dajaks verrichten die gesamte Feldarbeit, während es die Männer vorziehen, auf die Jagd zu gehen oder Fischfang zu betreiben. Dajak — das ist der Sammelname für die altmalaiischen Eingeborenen der Insel. Sie sind mittelgroß, gelblich dunkelbraun und haben schwarzes Haar. Die Zähne werden sehr spitz zugefeilt.

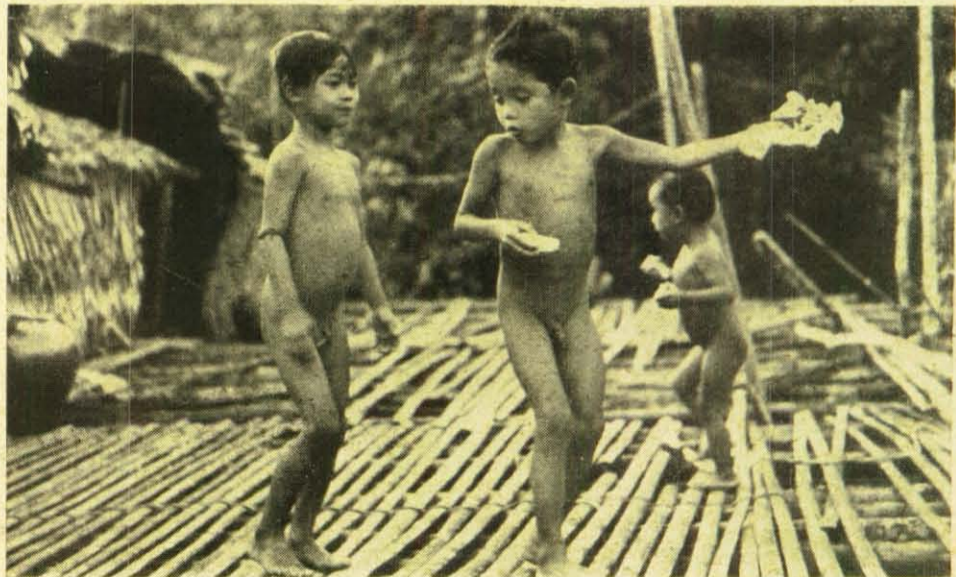


Eine der bambusumkleideten Pipelines, durch die Öl zu den Tankern an der Küste gepumpt und dann in alle Welt verschifft wird. Vor fünf Jahren ahnte noch kein Mensch, welchen Reichtum die Erde Nordborneos birgt. Inzwischen ist Brunei unter britischem Protektorat zum zweitgrößten Ölproduzenten des Commonwealth geworden. Es umfaßt ein Gebiet von rund 5700 qkm und wird von schätzungsweise 50 000 Menschen bevölkert.

KOPFJÄGER

auf der Suche nach Öl

▶ BORNEOS NEUES GESICHT ◀



In Bambushütten geboren wurden diese kleinen Malaien. Noch leben sie mit ihren Eltern unter primitiven Verhältnissen am Rande der Stadt, zu deren Bürgern sie heute gezählt werden. Wenn sie erwachsen sind, können sie vielleicht leitende Stellen in der Ölindustrie ihres Landes bekleiden. Bisher wurden mehr als 200 begabte Jugendliche zur Berufsausbildung nach Übersee geschickt. Erwachsene besuchen Abendkurse.

nere Borneos reisen will, ist auf den Wasserweg angewiesen oder auf das Flugzeug. Die breiten, schnell dahinströmenden Flüsse sind die einzigen wirklichen „Straßen“ durch die Dschungel dieser größten Sundainsel. Und wahrscheinlich werden sie es auch in einem halben Jahrhundert noch sein. Die Berge ragen zu schroff, als daß richtige Straßen gebaut werden könnten.

Mein Begleiter, Mr. Johnson, ist englischer Distriktschiff. Sein ganzes Gepäck bestand aus zwei Beuteln, nicht größer als die Handtasche einer Dame. „Proviant ist unnötiger Ballast“, erklärte er auf meine erstaunte Frage. „Wer sein Essen mitbringt, beleidigt die Eingeborenen. Stehlen Sie dem Dajak die Frau, das nimmt er nicht besonders übel. Aber weisen Sie seine Gastfreundschaft zurück, so wird er Ihr Feind.“

Als wir am späten Abend bei einem Dorf anlegten, um für die Nacht Station zu machen, wurden wir von den Bewohnern begeistert begrüßt. Wahrscheinlich freuten sie sich über die Abwechslung. Der Häuptling, ein am ganzen Körper mit den abenteuerlichsten Tätowierungen geschmückter alter Mann, führte uns in sein geräumiges Langhaus und erklärte uns zu seinen Gästen. Es dauerte nicht lange, da setz-

ten uns seine Frauen ein leckeres Gemüse und das zarte Fleisch am Spieß gebratener junger Ferkel vor. Dazu wurde Reisschnaps in Kokoschalen serviert. Von diesem Reisschnaps trank der Häuptling unheimliche Mengen. Nach einiger Zeit war er betrunken und schien unsere Anwesenheit vergessen zu haben. Schwer atmend stierte er mit glasigen Augen auf den matenbedeckten Boden, lachte und kicherte plötzlich unmotiviert vor sich hin. Die Kinder schliefen längst, die Frauen ließen sich nicht mehr sehen. Auf einmal sprang der Alte hoch, griff nach dem Pfosten, packte eine schwere, geschnitzte Keule, die dort hing, schwang sie mit leichten Schaukelbewegungen hin und her. Dazu der Schein des flackernden Fackellichts — es wirkte irgendwie gespenstisch, unheimlich. Dann schaute der Alte uns an. In seinen dunklen Augen schien es fanatisch aufzuglühen. Wieder murmelte er vor sich hin, dann drehte er sich plötzlich um und torkelte hinaus. „Keine Angst.“ Mr. Johnson gähnte und seine Stimme klang schläfrig. „Er hat nur zuviel getrunken. Die Dajaks sind keine Kopfgänger mehr...“

Es dauerte lange, bis ich einschlief in dieser Nacht. Wie lange wird es dauern, bis die Ölsucher auch in dieses Paradies vordringen...?

Dieser tätowierte Dajak protestiert dem Besucher zu. Danach behauptet er allerdings, Reiswein schmecke besser, wenn man ihn aus Kokoschalen trinke. Der braune Mann steht im Dienst der Britisch-Malaisischen Petroleum-Company und dient wie viele seiner Stammesgenossen als Führer bei der Suche nach weiterem ölhaltigem Gelände. Die Geologen sind fest davon überzeugt, daß auf der Insel noch mehr Öl zu finden ist.



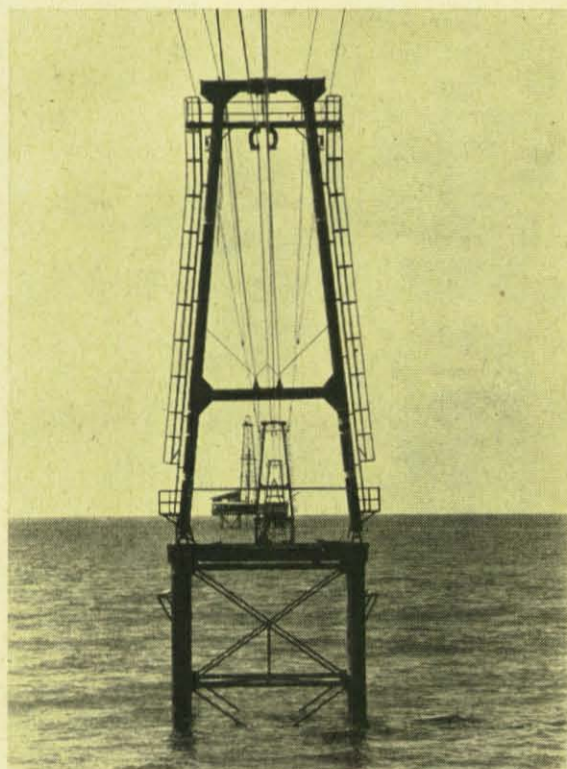
Kleine Siedlungen an den Flußläufen sind die Handelszentren für die Bewohner der umliegenden Dschungel. Hier gibt es alles zu kaufen — vom Hühnerfutter bis zu Radiogeräten mit Batterien. Die älteren Eingeborenen bekunden jedoch der Zivilisation gegenüber starkes Mißtrauen. Geld haben sie früher kaum gekannt, und sie zeigen wenig Neigung, dafür zu arbeiten. Meist schütteln sie verständnislos die Köpfe über die Jugend von heute.



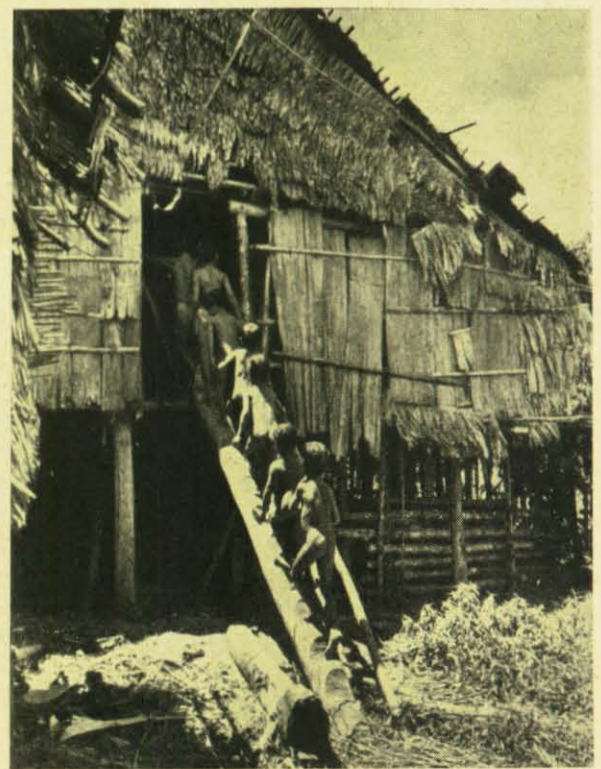
Im Krankenhaus der Ölgesellschaft behandelt ein europäischer Arzt einen an Rachitis leidenden Dajakjungen. In hygienischer Hinsicht steht es nicht gut um die Eingeborenen. 160 Millionen DM wurden angesetzt, um zu helfen.



Auf Messingongs schlagen eingeborene Musiker den Rhythmus zum Dajaktanz. Die Musik ist uralt und pflanzte sich von Generation zu Generation fort. Die jungen Leute in den Städten aber ziehen es bereits vor, ihre Feste zu den Klängen westlicher Jazzmusik zu feiern.



Acht Kilometer auf das Meer hinaus führt diese Drahtseilbahn. Die Ingenieure der BMP-Company haben mit Bohrungen auf dem Grund der „China-See“ begonnen. Die Geologen glauben, daß unter den Küstengewässern wohl ein noch größerer Ölreichtum als unter dem Festland liegt.



Nach dem Bad im Fluß steigen die kleinen „Nacktfische“ auf der Bambusleiter ins Langhaus, wo es als Abendessen Schweinefleisch und Reis gibt. Die Langhäuser sind übrigens Pfahlbauten, die zu einem einzigen, oft bis zu 200 m langen Dorfhause aneinandergereiht werden können.

ZB**Film**

LISELOTTE PULVER

Mit ihrer Rolle als „Piroschka“ hat sich die sympathische Schweizerin nicht nur in die Herzen aller Zuschauer gespielt, sondern auch in die erste Reihe der deutschen Stars. Als Liselotte Pulver kürzlich mit Helmut Käutner, dem Regisseur eines ihrer letzten Filme, im Kasino des Filmstudios zusammensaß, trat der Reporter einer Schülerzeitschrift an den Tisch. Der junge Mann machte eine artige Verbeugung, stellte sich vor und zückte einen Fotoapparat. Er äußerte die Bitte: „Verzeihung, Herr

Käutner, wenn es Ihnen nichts ausmacht — dürfte ich Sie um ein Foto mit Liselotte Pulver bitten?“ Käutner nickte verständnisvoll und wollte sich näher an seinen Star heransetzen... aber dazu kam er nicht mehr. Plötzlich saß der Schüler-Reporter neben Lilo, drückte Käutner den Apparat in die Hand und sagte: „Vielen Dank — bitte machen Sie aber ein nettes Bild von uns.“ Käutner verstand, schmunzelte und drückte auf den Auslöser.

Foto: ringpress-Voglmann/Filmaufbau/Europa.

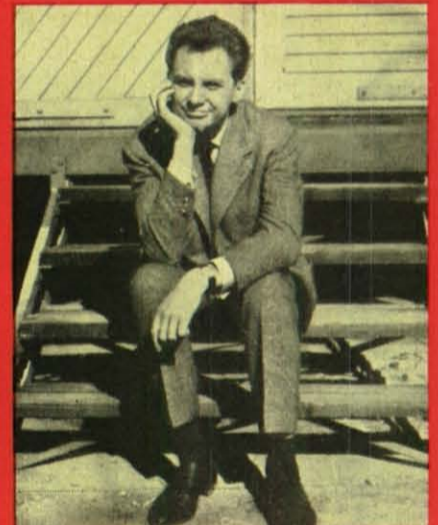
TOLLE NACHT



„MISS FOTOMODELL“ spielt Erni Mangold in ihrem neuesten Film. Ihr Partner ist Heinz Reincke, der zum zweitenmal filmt.



MARIA SEBALDT ist in dem Realfilm „Tolle Nacht“ seine resolute Gastronome, die in der Schweiz ausgebildet worden ist.



HARALD JUHNKE wäre beinahe Dr. med. geworden, wenn ihn nicht Hans Söhnker zur Bühne und zum Film gebracht hätte.



NICHT ZU ENTBEHREN ist Hubert von Meyerinck im deutschen Film. Seit 1924 ist er dabei. — Fotos: Real/Europa-Film.